Wulff

Am Fichtelgebirge.

Bilder und Skizzen

in

drei Erzählungen

von

Friedrich Wilibald Wulff.

Hamburg.
Verlag von **Robert Kittler.**
1865.

Inhalt.

Die Hexe.

Auf einer Reise durch Oberfranken, lernte ich in der Nähe von Bayreuth einen Arzt kennen, welcher am Fuße des Sophienberges ein behagliches Stillleben führte. Seine Familie bestand aus einer einzigen Schwester, die den kleinen Haushalt mit emsiger Rührigkeit leitete und ihrem Bruder die vielfachen Unebenheiten und Mißverhältnisse, welche das Leben auf dem Lande zur Winterzeit mit sich bringt, mit rührender Sorgfalt zu ersparen suchte, indem sie Alles, was nur irgend in ihren Kräften lag, that, um ihm das Leben zu verschönen. Beide standen dem Greisenalter ziemlich nahe. Franziska, oder Fränz, wie der würdige Doctor Warner seine Schwester nannte, war das echte Bild einer barmherzigen Schwester. Sowohl in ihrem Aeußern, als auch in allen ihren Handlungen trat eine seltene Gutmüthigkeit zu Tage. Die ärmeren Bewohner der umliegenden Dörfer und Ortschaften hatten genügende Beweise ihrer Wohlthätigkeit aufzuzeigen; die Hülfe, welche sie spendete, wurde stets mit freundlichem Auge und herzlichen Worten ertheilt, ohne jenen Anspruch auf Dank, welcher häufig so schwer auf dem Hülfsbedürftigen lastet und ihn, anstatt erhebend und belebend zu wirken, noch mehr zu Boden drückt. Ihr Bruder theilte ihren Wohlthätigkeitssinn, er gab, wie sie, mit sichtbarer Herzensfreude und ließ außerdem seinen

ärztlichen Beistand unentgeldlich Jedem angedeihen, welcher nicht die Mittel besaß, ihm mit Geld gerecht zu werden. Ein nicht unbeträchtliches Vermögen, welches er sich durch jahrelange mühevolle Praxis erworben, erleichterte seine Bestrebungen und setzte ihn in den Stand, in der einsamen Gegend so zu leben, wie es schon seit vielen Jahren sein sehnlichster Wunsch gewesen war.

Warner war ein biederer, ehrenfester Charakter. Er war früh selbstständig geworden. Ohne alle Mittel hatte er in den ersten Jahren seiner Praxis mit Mangel und Entbehrungen kämpfen müssen. Seine Schwester hatte ihm treulich zur Seite gestanden und mit ihrer Hände Arbeit den kärglichen Verdienst des jungen Arztes vermehrt. Der Doctor nannte diese kummervollen Jahre seine Lehrjahre, in welchen er das Leben nach allen Seiten hin kennen gelernt habe, und verweilte oft mit sichtlichem Wohlbehagen bei der Erinnerung an die ärmliche Wohnung in Bamberg, die er sogleich nach beendetem Examen bezogen und nicht eher wieder verlassen hatte, als bis er durch eine äußerst schwierige, aber glückliche Kur bekannt zu werden begann. Der damals in der Mitte der Mannesjahre stehende Doctor ertrug diesen Wechsel seines Schicksals mit stoischer Gleichmüthigkeit; er blieb derselbe bescheidene, einfache Mann, als er nach und nach in Bamberg der gesuchteste Arzt wurde, dessen Ruf in die entferntesten Gegenden des Baierlandes drang und dessen Rath mit Gold aufgewogen wurde. Daß er sich nicht verheirathete, hatte seinen Grund in dem traulichen Zusammenleben mit seiner um einige Jahre älteren Schwester. In der Zeit der Entbehrungen und des Mangels hatte Franziska zu wiederholten Malen Heirathsanträge, welche sie ihrem sittsamen Wesen und der aufopfernden Pflege verdankte, die sie ihrem Bruder widmete, mit Entschiedenheit zurückgewiesen. Es war ihr Zweck, ihr Lebensziel, ihrem Bruder eine Stütze zu sein,

und der Gedanke, daß er verlassen und vereinsamt sein würde, wenn sie von ihm ginge, ließ sie auch dann nicht wankend werden in ihrem Entschlusse, als ein Mann vor sie hintrat, der ihrer Liebe vollkommen würdig war und dem ihr Herz schon lange entgegenschlug. Warner vergalt ihr dieses Opfer mit treuer, brüderlicher Liebe. Ihr Beispiel ermuthigte ihn, und zwar ganz gegen ihren Willen, die Hand eines liebenswürdigen Mädchens auszuschlagen, und er bereute nie, was er gethan hatte. Wie alle Aerzte, hatte er seine besonderen Eigenheiten, und eben, weil Franziska sich in diese hineingelebt hatte und ihnen überall Rechnung trug, vermißte er eine Lebensgefährtin nicht. Den Hauptgrund aber, daß Warner unverheirathet blieb, bildete, meiner Ansicht nach, wohl sein vorgerücktes Lebensalter, denn als er eine Frau hätte ernähren können, stand er in der Mitte der vierziger Jahre. Jetzt war er neunundsechzig; aber noch immer so lebendig und rüstig, daß man ihn hätte für zehn Jahre jünger halten können. Ich sehe ihn vor mir, den wackeren Greis, den jetzt schon seit Jahren die Erde deckt, wie er in der hinter dem Hause befindlichen Epheulaube saß und, vor sich einen Krug Bayreuther Biers, aus der langen Thonpfeife große blaue Wolken blies. Stundenlang konnte er fast unbeweglich in sitzender Stellung verharren, entweder mit dem Auge das phantastische Spiel der Dampfwolken verfolgend, oder hinausschauend in den sich zu seinen Füßen weithin erstreckenden Mistelgau. Ein Blick des Aergers zuckte jedesmal über sein gutmüthiges Gesicht, wenn seine Schwester in die Laube trat und in einer solchen Stunde ein Anliegen vorzubringen hatte. Franziska kannte diese Eigenheit und vermied, ihn zu stören, wenn es nur irgend zu umgehen war. Betraf diese Störung eine häusliche Angelegenheit, in welcher sie seinen Rath hören wollte, so pflegte er stets ziemlich kurz zu sagen:

„Ist nicht meine Sache, ich kümmere mich einmal nicht um die Wirthschaft. Thu', was Du willst, aber laß' mich aus dem Spiel."

Anders aber war es, wenn ein Nothleidender oder Kranker seine Hülfe beanspruchte. Dann war er sogleich bereit, zu helfen, ohne viel zu fragen, oder auch nur ein Wort des Verdrusses laut werden zu lassen. Ich hatte mehrfach Gelegenheit, ihn zu beobachten, wenn er in solcher Weise seinen Gedanken nachhing. Welcher Art diese waren, ist mir nie klar geworden, denn er vermied es ängstlich, dieselben zu berühren. Waren sie angenehmer Natur, so lag ein freundliches Lächeln auf seinen Lippen und er schlürfte das braune Bier mit augenscheinlichem Wohlbehagen und in langen Zügen. Fand aber das Gegentheil Statt, so zogen sich seine Augenbrauen dicht zusammen und er trank hastig und scheinbar ohne Wohlgeschmack. Traf ich ihn in der letzteren Stimmung, so begab ich mich wieder auf den Heimweg, denn würde ich auch bis zum Abend geblieben sein, ich hätte doch auf eine Unterhaltung verzichten müssen. An einem solchen Tage änderte sich mit seltener Ausnahme seine Laune nicht und schon einmal früher hatte ich, als ich ihn noch nicht so genau kannte und seine Gedanken durch eine gleichgültige Frage zu unterbrechen suchte, die Worte hören müssen:

„Wissen Sie, junger Mann, wodurch sich die Weisen des alten Griechenlandes auszeichneten?"

Die Frage machte mich so sehr verlegen, daß ich keine Antwort zu finden vermochte.

„Sie wußten zur rechten Zeit zu schweigen!"

Seit jenem Tage suchte ich schleunigst das Weite, sobald ich aus der Ferne bemerkte, daß er den Bierkrug in kurzen Zwischenräumen und mit Hast zum Munde führte. Sah ich ihn aber

behaglich schlürfen, so näherte ich mich ihm mit Zuversicht und setzte mich, ohne ein Wort des Grußes, zu ihm auf die hölzerne Bank. Es dauerte nicht gar lange, so sah er mich verstohlen von der Seite an und rückte ein wenig näher. Ich befolgte dann den Rath meiner alten Freundin, welcher darin bestand, ihren Bruder nicht merken zu lassen, daß ich auf sein seltsames Gebahren Acht hätte. Mit großer Virtuosität spielte ich ebenfalls den Träumer, und ohne ein Wort zu sprechen, saßen wir dann wohl eine halbe Stunde neben einander. Mittlerweile rückte er immer näher und näher, bis sich unsere Ellbogen berührten, hierauf ergriff er den Krug und hielt ihn mir entgegen, indem er lakonisch sagte:

„Trinken Sie!“

Ich gehorchte und trank. Von diesem Moment an war das Schweigen gebrochen, und Warner war wieder der lebendige, muntere Greis, welcher so viele lustige Schnurren zu erzählen wußte und damit auch nicht geizte, wenn man ihn bat, ein heiteres Histörchen zum Besten zu geben. Die Familie des Doctors stammte aus Norddeutschland und diesem Umstande hatte ich die mir sonst räthselhaften Beweise des Wohlwollens zu verdanken, mit denen der Greis mich überschüttete. Ich mußte ihm von der Nordsee und den größeren norddeutschen Städten erzählen, die er nur aus Beschreibungen in Reisewerken kannte. Wie aufmerksam hörte er mir zu, wenn ich von dem Handelsverkehr in meiner Vaterstadt redete, und das regsame Leben und Treiben auf den Straßen und im Hafen schilderte. Häufig sprach auch er von seiner Kindheit und den froh durchlebten Studentenjahren, und immer wußte er seine Schilderungen mit einem solchen Humor zu würzen, daß ich nicht müde ward, ihm stundenlang zuzuhören. Auch aus den Jahren der Noth und Entbehrung, welche ihn so hart wie vielleicht nur wenig andere Menschen berührt hatten,

pflegte er, wenn er besonders guter Laune war, Manches zu erzählen, was seiner Schwester Thränen ins Auge lockte. Sie spielte selbstverständlich die Hauptrolle in seinen Erzählungen, und aus den einzelnen Worten, welche ihrer Erwähnung thaten, leuchtete eine so innige Liebe, eine so rührende Dankbarkeit hervor, daß ich nicht selten tief ergriffen auf die durch ein langes und mühevolles Leben eng verbundenen Geschwister schaute, welche in der Einsamkeit des Gebirges, einander ganz genügend und allen Genüssen des Stadtlebens ohne Schmerz entsagend, das Ende ihrer Tage erwarteten.

Unter den Erlebnissen des würdigen Greises nimmt eines, welches er mir an einem Sommerabend erzählte, als wir uns vor dem hereinbrechenden Regenwetter in's Haus geflüchtet und uns, behaglich aus unseren Thonpfeifen den Dampf blasend, die gefüllten Bierkrüge auf dem Tische, in einem kleinen wohnlichen Hinterstübchen niedergelassen hatten, die erste Stelle ein. Es ist ein Drama aus der Zeit, welche den deutsch-französischen Kriegen folgte.

„Die Tage der Bedrängniß und Erniedrigung waren vorüber," begann Warner seine Erzählung. „Den übermüthigen Corsen, welcher so lange über unser deutsches Vaterland geherrscht, dessen roher Willkühr so viele tapfere Herzen zum Opfer gefallen waren, hielten die Ufer Sanct Helena's gefangen. Ganz Europa athmete wieder auf, wie von einer Bergeslast befreit, denn der Prometheus des neunzehnten Jahrhunderts lag angeschmiedet an das Felseneiland.

Es waren fast zwei Jahre seit der Schlacht von Belle-Alliance vergangen, als ich auf einer Fußreise durch das Fichtelgebirge die böhmische Grenze überschritt. Ich hatte erst wenige Wochen vorher das ärztliche Examen bestanden und war gezwungen,

Erholung für einige Zeit zu suchen, da ich mich in Folge der angestrengten Studien, welche ich hatte machen müssen, in dem Zustande der gefährlichsten Erschöpfung und Abspannung befand. Ungern trennte ich mich von meiner Schwester, da ich sie gänzlich mittellos zurücklassen mußte, aber sie selbst bestand darauf, daß ich reisen sollte, und der Gedanke an die Zukunft war entscheidend. Wie hätte ich auch wohl daran denken können, meinem erschöpften Körper all' die Mühseligkeiten und Strapazen zuzumuthen, die der Beruf des Arztes mit sich bringt? Ich wanderte fort. Ein Freund meines Vaters hatte es übernommen, bis zu meiner Rückkehr für meine Schwester zn sorgen, und mit erleichtertem Herzen zog ich von dannen; ich wußte ja nun, daß sie gut aufgehoben, denn der Retter in der Noth war, obschon er selbst eine zahlreiche Familie zu ernähren hatte und auch nicht gerade auf Rosen wandelte, doch ein Mann, der die Verpflichtung, welche er übernommen hatte, vollkommen zu würdigen verstand und danach handelte.

Heiteren Sinnes wandte ich der engen niedrigen Studierstube den Rücken und pilgerte hinaus. Ich hatte kein eigentliches Reiseziel, aber schon in der Schule hatte ich die Sehnsucht verspürt, Eger zu besuchen, die Stadt, in welcher Wallensteins ehrgeizige Träume ein so schnelles Ende gefunden hatten. Dahin zog es mich auch jetzt, und rüstig strebte ich, der verwitterten Thürme ansichtig zu werden, die mir das Ziel meiner Fußreise zeigen sollten. Böhmen ist so oft, so vielfach beschrieben und geschildert worden, mein junger Freund," schaltete der Doctor ein, „daß Sie mir ohne Zweifel gern eine Schilderung der Gegenden, welche ich durchwanderte, erlassen werden. In jener Zeit sahen sie allerdings etwas anders aus, denn die Kriegsfurien waren auch über sie dahingebraust; aber die ersten Anzeichen des neu-

erwachenden Lebens, über welches der Friede seine schützenden Flügel ausbreitete, waren überall zu gewahren. Lachende Fluren, grüne Saaten, mit üppigen Waldungen bedeckte Berge, wohin das Auge schweifte. Dabei lag auf den Gesichtern der mir begegnenden Bewohner des böhmischen Landes jene wohlthuende Heiterkeit, welche das Erwachen aus langer, trüber Winterzeit hervorruft. Selbst auf gramgefurchten blassen Gesichtern fand ich diesen Ausdruck und hätte ich nicht von Zeit zu Zeit einen alten Soldaten in abgetragener, zerrissener Uniforn und mit verstümmelten Gliedern an mir vorüber wanken sehen, wäre mir nicht dann und wann ein altes Mütterchen oder ein junges Mädchen mit abgehärmtem Antlitz, in welches die Thränen Furchen gegraben hatten und in Trauergewänder gehüllt, zu Gesicht gekommen, würden nicht endlich hier und da verkohltes Holz und schwarzgebrannte Steine, zu einem Haufen an der Seite der Landstraße zusammengetragen, meine Aufmerksamkeit erregt haben, so hätte ich glauben müssen, daß diese Gegenden unberührt geblieben seien von dem Gewoge der Schlachten, so friedlich sah es hier aus, obgleich wenige Jahre früher der Krieg eben so arg in Böhmen gewüthet hatte, als in den anderen deutschen Ländern.

Ich kam nach Eger, wo ich einen Rasttag hielt und die daselbst aufbewahrten Denkwürdigkeiten aus dem dreißigjährigen Kriege und das Haus, in welchem Wallenstein ermordet wurde, in Augenschein nahm. Die düstere Stadt mit den engen Straßen, die schmucklosen Häuser, deren Giebel fast einander berührten, behagten mir im Vergleich zu dem sonnigen Bayreuth und dem wie in einem großen Garten liegenden Bamberg nicht. Ich wanderte daher eiligst weiter und wandte mich wieder dem Fichtelgebirge zu, um über dasselbe nach Kulmbach zu gelangen, wo ich einen Verwandten unserer Familie aufsuchen wollte.

Der nächste Weg nach Kulmbach führte durch wilde Schluchten und Thäler, welche selten betreten wurden, eigentlich wohl nur von Wilddieben und Paschern, die von Böhmen herüber Weine und andere Gegenstände, auf denen ein hoher Zoll ruhte, ins Land schmuggelten. Es war ein heller warmer Augusttag, als ich mich mitten in dieser Wildniß befand. Oft lief ich Gefahr, den richtigen Pfad zu verfehlen und auf Nebenwegen in ein undurchdringliches Labyrinth von Felsen und Abgründen zu gerathen, in welchem ich tagelang hätte umherirren können, ohne einen Ausgang zu entdecken; aber mein gutes Glück half mir, mich zurecht zu finden. Von dem Besitzer des Häuschens, das mir in der letztverflossenen Nacht zum Aufenthalt gedient hatte, war mir ein Dorf genannt worden, welches ich nothwendiger Weise passiren mußte, um am Hospiz Waldstein vorüber zu kommen. Gegen Abend erreichte ich das bezeichnete Dorf, welches den Namen „Hohenschwalbach" führte. Es hatte eine prächtige romantische Lage. Rings von Bergen eingeschlossen, deren bewaldete Kuppen in die Wolken hineinragten, breiteten sich wohl an dreißig Bauerhäuser von verschiedener Größe, aber sämmtlich mit Strohdächern, am Ufer eines kleinen Sees aus, in welchen die scheidende Sonne ihre letzten rothglühenden Strahlen warf. Es war kurz vor dem Einbruch der Dämmerung, als ich in dem einzigen Wirthshause des Dorfes, welches ich nach vielem Umherfragen endlich erkundschaftet hatte, anlangte. Ich trat in die Schenkstube, warf Hut, Stock und Ränzel auf die Ofenbank und war eben im Begriff, nach einem Quartier für die Nacht zu fragen, als eine bekannte Stimme meinen Namen rief. Erstaunt, daß Jemand in dieser einsamen Gegend wußte, wer ich sei, wandte ich den Kopf und erblickte einen jungen Mann in meinem Alter, welcher, einen Krug mit Bier in der einen Hand, mir die andere lebhaft

entgegenstreckte. Im ersten Augenblick war er mir unbekannt, sobald ich ihn aber genauer angesehen, fiel der Schleier, welcher bisher meinen Blick umhüllt hatte, und das fröhliche ehrliche Gesicht meines liebsten Schulfreundes lachte mir entgegen. Wir waren in der Schule unzertrennliche Gefährten gewesen; später hatten uns verschiedene Berufspflichten von einander getrennt. Jetzt, nach zehn Jahren, erneuerten wir bei einem Kruge mit Bier die alte Kameradschaft und Vincenz Schüller ruhte nicht eher, als bis ich ihm versprochen hatte, einige Tage in Hohenschwalbach und zwar im Hause seines Vaters, eines begüterten Mühlenbesitzers, dessen Wohnhaus am Ende des Dorfes und hart am See lag, zu verweilen. Ich machte Einwände, aber der wackere Junge eilte in eigener Person nach Hause und kehrte bald darauf mit einer Einladung seines Vaters zu mir zurück: so lange es mir gefalle, in seinem Hause zu bleiben. Wir leerten noch verschiedene Bierkrüge und begaben uns dann, Arm in Arm und in etwas gehobener Stimmung, nach Vincenz' elterlichem Hause. Der Mühlenbesitzer, ein Mann in reiferen Jahren, mit einem behäbigen Vollmondsgesichte und einem wohlgepflegten Bäuchlein, sagte mir gleich Anfangs ausnehmend zu. Weniger wollte mir seine Frau behagen, sie war zurückhaltend und scheu. Dabei maß sie mich mit scharfen Blicken, gleichsam als wollte sie erforschen, ob auch der Umgang mit mir ihrem Herzblatt, denn als solches lernte ich Vincenz sehr bald erkennen, irgendwie Gefahr drohen könnte. Aber mein Aussehen mochte ihr doch wohl harmlos genug erschienen sein, denn nach und nach thaute sie auf und machte mich schließlich mit ihrer ganzen Familie bekannt, welche außer ihrem Manne und Vincenz, noch aus vier Knaben im Alter von sieben bis zwölf Jahren und zwei Mädchen von fünf und acht Jahren bestand. Dies mußte eine besondere Ehre sein, denn Vincenz flüsterte mir heimlich zu,

daß seine Mutter sich sehr vortheilhaft über meine Person ausgesprochen habe. Was mich besonders in der Gunst der wackeren Frau hob, war die Aufmerksamkeit, welche ich ihrem jüngsten Knaben, der an einem trockenen Husten litt, widmete, und die Schnelligkeit, mit welcher ich, der eben erst creirte Doctor, ein Recept zur Beseitigung dieses leichten Uebels niederschrieb — ich glaube, es war das elfte oder zwölfte Recept, welches ich seit dem Beginn meiner ärztlichen Praxis geschrieben hatte. —

Der Abend schwand mir unter diesen biederen ehrlichen Menschen, die das Herz auf der Zunge trugen, schnell dahin. Es war mir fast leid, daß die Unterhaltung stockte, als die Schwarzwälderuhr, welche, mit kunstvollen Holzschnitzereien verziert, unter dem einfachen, aber aus starkem Holze verfertigten Mobiliar die erste Stelle einnahm, elf Uhr verkündete.

„Es ist Zeit zur Ruhe," mit diesen Worten erhob sich mein beleibter Wirth. „Droben im ersten Stockwerk ist ein Bett für Sie hergerichtet," wandte er sich gegen mich. „Sie werden ohne Zweifel müde sein, und das Ihnen bestimmte Zimmer ist das abgelegenste im ganzen Hause. Vincenz, Du magst den Herrn Doctor hinaufgeleiten, aber bleibe nicht so lange droben, Du mußt morgen früh aus den Federn und die Muttter hat Dir noch einen Auftrag zu geben."

„Das heißt," flüsterte mir mein ehemaliger Schulkamerad zu, „sie will mich Deinetwegen einem Examen unterwerfen. Du avancirst merkwürdig rasch in ihrer Gunst."

Nach einem herzlichen „Gute Nacht", einer Verbeugung gegen die Frau des Hauses und einem kräftigen Händedruck, den ich mit dem Mühlenbesitzer wechselte, verließ ich an Vincenz' Seite die Wohnstube und folgte ihm in ein geräumiges Gemach im oberen Geschoß, in dessen Mitte ein Bett aufgestellt war. Gehorsam dem

Gebot seines Vaters, verließ mich Vincenz, nachdem zwischen uns noch einige höchst nothwendige Fragen erledigt worden waren, die natürlich Bezug hatten auf die gemeinschaftlich verlebte Schulzeit.

Ich war allein. Mein Blick flog durch das Gemach. Es war groß, aber doch wohnlich. Ein ähnliches Mobiliar, wie in der untern Wohnstube, schmückte die Wände. Die beiden Fenster führten nach dem See hinaus und waren geöffnet, um der erfrischenden Nachtluft Zugang zu gewähren. Nachsinnend über die Erlebnisse des verflossenen Tages und das unerwartete Zusammentreffen mit Vincenz, trat ich an eines der Fenster und blickte hinaus in die Nacht. Zu meinem Füßen schimmerte der See. Der Mond, welcher von Zeit zu Zeit aus dem am Himmel hin- und herziehenden Wolkenmeer hervorblickte, spiegelte sich in den krystallhellen Fluthen, welche ein lauer Südwind leicht kräuselte. Jenseits des Sees streckten sich die majestätischen Bergriesen des Fichtelgebirges in die Lüfte. Schwarz, eine undurchdringliche Mauer, breiteten sie sich vor meinen Augen aus, und nur dann, wenn der Mond hervorkam, konnte ich die einzelnen Berge erkennen. Soweit ich schaute, herrschte friedliches Schweigen, und nur der dröhnende Ton der alten Uhr an der Dorfkirche, welche die Mitternachtsstunde verkündete, unterbrach auf einige Augenblicke die tiefe, wohlthuende Stille.

Ich war im Begriff, das Fenster zu schließen und mich zur Ruhe zu begeben, als ich plötzlich einen hellen Lichtschimmer gewahrte und zwar an einer Stelle am jenseitigen Ufer des Sees, die vorhin eben so dunkel gewesen war, wie die ganze Gegend vor mir. Mit dem Schlage der Mitternachtsstunde war der Lichtstrahl erschienen. Er kam aus einem geschlossenen Raume, darüber war ich keinen Augenblick im Zweifel. Vergebens strengte ich meine Augen an, um zu erfahren, woher dieser Lichtschein käme,

aber es war mir nicht möglich, seinen Ursprung zu ergründen. Es herrschte, trotz der offenen Fenster, eine drückende Schwüle in dem Gemache. Mochte dies nun, mit den Folgen des leichten Bierrausches beim Wiedersehen in der Schenke des Dorfes verbunden, der Grund sein, daß ich nicht schlafen konnte, oder war es eine Mahnung kommender Ereignisse, die sich schon über meinem Haupte zusammenthürmten? — genug, das Blut tobte in meinen Adern und der ersehnte Schlaf floh mich hartnäckig. Immer mußte ich an das einsame Licht jenseits des Sees denken, und wohl zehnmal erhob ich mich während der Nacht von meinem Lager, um aus dem Fenster zu sehen; der Lichtschimmer erlosch nicht.

Der erste Sonnenstrahl lockte mich aus dem Bette. Unwillkürlich zog es mich an das Fenster, und mechanisch schweifte mein Blick hinüber nach dem jenseitigen Ufer des Sees. Der einsame Lichtschimmer war verschwunden und statt dessen lag ein grauer undurchdringlicher Nebel auf der Waldung, welche sich am Fuße des Gebirges ausbreitete.

Aber schon nach wenigen Minuten fing der Nebel an, sich zu zertheilen, und ich sah, indem ich scharf hinüberspähte, zwischen Bäumen und Büschen, einem flüchtigen Blick kaum bemerkbar, ein Haus liegen, welches von einer hohen Mauer umgeben war. Diese Mauer ragte fast bis zur Höhe des Hauses empor.

Ein Geräusch vor der Thür meines Zimmers und die Stimme der alten Magd, welche mich im Namen ihrer Herrschaft ersuchte, hinunter zu kommen in die Wohnstube, unterbrachen meine Beobachtungen. Rasch warf ich mich in die Kleider und leistete dem Rufe Folge. Die ganze Familie meines Wirthes war bereits um den Kaffeetisch versammelt, als ich eintrat. Selbstverständlich wurde ich mit der Frage empfangen, wie ich geschlafen habe, und da nahm ich sogleich die Gelegenheit wahr, um meine Neugierde zu befriedigen.

Ein plötzliches Schweigen trat ein, als ich des Lichtstrahls Erwähnung that, welcher mir den Schlummer geraubt hatte. Die eben noch so heiteren Mienen des Mühlenbesitzers und seiner Frau wurden mit einem Male ernst, und selbst Vincenz zog sein Antlitz in Falten. Meine Neugierde wurde natürlich dadurch um so lebhafter angeregt, aber da ich bemerkt hatte, wie peinlich schon die flüchtige Erwähnung jenes einsamen Lichtes berührt habe, so gab ich dem Gespräch eine andere Wendung, indem ich mir vornahm, sobald ich mit Vincenz allein sein würde, ihn einem Examen zu unterwerfen.

Dies geschah auch kaum eine halbe Stunde später. Unter irgend einem Vorwande nahm ich meinen jungen Freund mit mir in meine Stube, und hier bestürmte ich ihn mit Fragen nach den Bewohnern des Hauses, in welchem ich die ganze verflossene Nacht hindurch den Lichtschimmer bemerkt hatte.

„Das Haus," entgegnete er, „welches Deine Aufmerksamkeit erregt, ist in der ganzen Umgegend verrufen und gemieden. Es wird von einer Frau bewohnt, welche man allgemein „die Hexe des Fichtelgebirges" nennt.

„Also ein Seitenstück zu der Gräfin von Orlamünde?" fragte ich lächelnd.

Er schüttelte das Haupt.

„Nicht doch, sie ist ein Wesen von Fleisch und Blut," erwiederte er.

„Hast Du sie jemals gesehen?" fragte ich weiter, durch seine sichtliche Verlegenheit noch mehr in meinem Vorsatze bestärkt, der Sache, die mich so sehr interessirte, auf den Grund zu kommen."

„Nein," lautete seine Antwort. „Ich habe einmal einen Versuch gemacht, der mir auf ein Haar das Leben gekostet haben würde, ohne daß ich jedoch das Ziel einer näheren Bekanntschaft erreicht hätte."

Ich drang in ihn, seine Zurückhaltung aufzugeben und mich wissen zu lassen, wo und unter welchen Umständen dies geschehen sei. Er ließ sich lange bitten, ehe er nachgab.

„Es war vor etwa drei Jahren," erzählte Vincenz, „als ich den Versuch wagte. Ich war damals erst vor einigen Wochen aus der Fremde heimgekehrt, und die Neugierde trieb mich hinüber nach dem jenseitigen Ufer des Sees. Trotz der Abmahnung meiner Mutter, trotz des väterlichen Verbots, ruderte ich über den See und landete in der Nähe des verrufenen Ortes. Der Morgen graute kaum, als ich das Haus vor mir liegen sah, schweigend, öde wie eine Gruft. Behutsam bahnte ich mir einen Weg durch die Büsche. Das Licht, welches Du in der verflossenen Nacht ja auch gesehen hast, diente mir als Führer. Es kam, wie ich an Ort und Stelle gewahrte, aus einem Fenster im oberen Geschoß des zweistöckigen Hauses. Eine Mauer versperrte mir den Weg. Ich schlich um die Mauer herum, in der Hoffnung, eine Pforte in derselben zu finden, durch welche es mir möglich geworden wäre, näher an das Haus zu gelangen; aber noch ehe ich die Hälfte meiner Wanderung vollendet, erscholl plötzlich ein wüthendes Hundegebell. Das Licht erlosch und ich hörte, daß eine Thür geöffnet wurde. Es wurde mir unheimlich zu Muth. Eine noch nie vorher empfundene Angst preßte mir die Brust zusammen. Ich wandte mich zur Flucht und eilte auf gut Glück in die Waldung hinein. Mir war es, als ob Jemand mich verfolgte, und — als wenn die wilde Jagd hinter mir d'rein wäre, floh ich davon. In der Verwirrung kam ich vom Wege ab und gerieth in ein undurchdringliches Labyrinth von Bäumen und Büschen. Noch heute glaube ich an einen Zauber, denn die Gegend, in welcher ich mich jetzt befand, war mir eine gänzlich fremde und doch hatte ich diese Waldung als Kind nach allen Richtungen hin

durchstreift. Fast kein Baum, kein Strauch war mir unbekannt und an diesem Morgen erschien mir Alles, was mir zu Gesicht kam, die thurmhohen Eichen, die niedrigen Tannen, die Hügel und Thäler, so fremd und verändert, daß ich mich in ein anderes Land versetzt wähnte. Du lächelst, Warner," unterbrach er sich, denn er gewahrte, daß ein ungläubiges, spöttisches Lächeln um meine Lippen spielte, „aber es ist so, wie ich sage, noch heute denke ich mit Zittern an jenen Morgen. Ich verwünschte meine Neugierde, und flehte verzweiflungsvoll den Himmel an, den bösen Zauber zu lösen."

„Und Deine Bitte ward erhört?" fragte ich, nur mit Mühe ein lautes Gelächter unterdrückend. Vincenz sah mich an mit einem so ernsten Gesicht, daß ich überzeugt wurde, er glaube noch jetzt an die Zauberkraft der Hexe.

„Ja, mein Freund, ich wurde erlöst, doch erst am andern Morgen, nachdem ich den ganzen Tag und die darauf folgende Nacht, von Hunger und Durst gequält, umhergeirrt war. Da ließ mich endlich die gütige Vorsehung den richtigen Weg finden. Ich hatte meine Neugierde schwer gebüßt. Erst gegen Mittag des zweiten Tages gelangte ich in unser Dorf, wo meine Eltern bereits alle Nachbarn aufgeboten hatten, um mich zu suchen. Ich verfiel in ein hitziges Fieber, welches mich an den Rand des Grabes brachte. Meine Jugend und die sorgsame Pflege meiner Mutter retteten mich. Seit jener Zeit denke ich nur mit Grauen an die Hexe jenseits des Sees, und möchte um keinen Preis der Welt den Versuch wiederholen, sie zu Gesicht zu bekommen."

„Das ist allerdings seltsam," sagte ich, meine spöttische Laune bekämpfend, denn ich wollte dem ehrlichen Vincenz nicht wehe thun. Zu einer anderen Zeit würde sich schon, wie ich hoffte, eine Gelegenheit finden lassen, ihn von seinem kindischen Aberglauben zu

heilen, und ihm den Zauber auf eine natürliche Weise, nämlich als ein Spiel seiner eigenen, von Furcht ergriffenen Phantasie zu erklären. „Aber sage mir doch," fuhr ich fort, „hat außer Dir Niemand den Versuch gemacht, das Wagniß zu bestehen?"

„Zwei Reisende aus dem Coburg'schen hatten sich — es mag ungefähr ein Jahr seitdem vergangen sein — vermessen, herauszubringen, wer die Hexe sei und wie sie aussehe. Sie wollten zu diesem Zweck über den See; aber kaum hatten sie das diesseitige Ufer verlassen, als ein wildes Unwetter losbrach. Der Nachen, welcher sie trug, wurde vom Wirbelwind erfaßt nnd kenterte. Nur mit großer Mühe wurde der Eine der beiden Männer gerettet. Der Andere ertrank. Seine Leiche ist nie wieder zum Vorschein gekommen."

„Dieses Unglück hat ohne Zweifel die Hexe verursacht," warf ich leicht hin, um zu sehen, wie weit der Aberglaube meines Freundes gehe. Und richtig, wie ich gemuthmaßt hatte, so geschah es. Er erwiederte in dem Tone der vollsten Ueberzeugung: „Sie hat die Vermessenheit der beiden Wagehälse bestraft. Seit dieser Zeit ist sie gefürchtet wie der leibhaftige Gottseibeiuns, und was auch der Herr Pfarrer und unser Dorfschulmeister sagen mögen, sie steht mit überirdischen Mächten in geheimer Verbindung."

„Was sagt denn Euer Pfarrer von der Hexe?" fragte ich hastig. Hier konnte ich vielleicht einen Anknüpfungspunkt finden für den Plan, den ich schon seit einigen Minuten gefaßt hatte.

„Er behauptet, sie sei eine steinalte Dame von würdigem Aussehen. Sie habe sich in diese Gegend zurückgezogen, um dem Lärmen und dem Gewoge der Welt fern zu sein."

„Hat er nie versucht, bei ihr Einlaß zu finden?" setzte ich hinzu.

„Davon ist mir nichts bekannt," entgegnete er. „Aber er thut

ebenfalls geheimnißvoll und weiß, allem Anscheine nach, auch nicht, was er von der Unbekannten halten soll."

Mich interessirte die Hexe so sehr, daß ich mir vornahm, nicht eher zu ruhen, als bis ich wüßte, wer sie sei. „Ihnen, mein junger Freund," — hier unterbrach der Doctor seine Erzählung, indem er sich gegen mich wandte, „wird meine Neugierde vielleicht tadelnswerth erscheinen, aber ich konnte nicht anders. So heftig ich mich auch sträubte, es zog mich mit einer wahrhaft dämonischen Gewalt nach dem einsamen Hause jenseits des Sees. Alle meine Gedanken weilten bei der Unbekannten, und ich hätte ein Jahr meines Lebens mit Freuden dahingegeben, wäre es mir vergönnt gewesen, den Schleier auf wenige Augenblicke zu lüften, welcher Alles, was sie betraf, so dicht umhüllte."

„Weißt Du, Vincenz, daß ich beabsichtige, die persönliche Bekanntschaft der Hexe zu machen?" sagte ich, die Unterhaltung wieder aufnehmend.

Er starrte mich sprachlos an, als wollte er seinen Ohren nicht trauen.

„Ich will mich in die Nähe des verrufenen Hauses begeben," setzte ich hinzu, „vielleicht bin ich glücklicher als Du."

„Warner, Du wolltest im Ernst Dein Leben an ein solches Wagestück setzen?" rief er mit ängstlicher Geberde. „Laß' Dir rathen, begieb Dich nicht in Gefahr."

In diesem Augenblicke trat mein Wirth in die Stube. Er suchte seinen Sohn. Kaum war dieser seiner ansichtig geworden, als er auf seinen Vater zueilte und, unfähig, seine Bestürzung zu verbergen, demselben meinen Entschluß mittheilte. Der Mühlenbesitzer war noch viel mehr vom Aberglauben befangen, als Vincenz. Er wurde todtenbleich, als sein Sohn der Hexe erwähnte,

und eilte, sobald er meine Absicht kennen gelernt hatte, mit einer Hast auf mich zu, die mir ein Lächeln abnöthigte.

„Um Gotteswillen, Herr Doctor," rief er, „Sie stürzen sich in's Unglück. Geben Sie Ihr Vorhaben auf. Hat Vincenz Ihnen nicht erzählt, wie es ihm ergangen ist?"

Ich bejahte, gab aber zu gleicher Zeit meine Absicht kund, bei meinem Entschlusse zu bleiben.

Sowohl Vincenz, als der Mühlenbesitzer erschöpften sich in Ermahnungen und Bitten, um mich zu veranlassen, meinen Vorsatz aufzugeben; aber ich blieb standhaft.

„Nun gut denn," sagte endlich der Letztere. „Ich habe Alles, was nur irgend in meinen Kräften stand, gethan, um Sie von Ihrem gefährlichen Vorsatz abzubringen. Mögen Sie es nie bereuen, meine Warnung mißachtet zu haben."

Ich suchte ihm begreiflich zu machen, daß es ein Irrwahn sei, wenn er die steinalte Dame für eine Hexe halte, aber ich predigte tauben Ohren. Er beharrte bei seiner einmal vorgefaßten Meinung und ließ sich nicht überzeugen, obwohl ich alle nur erdenklichen Vernunftgründe hervorsuchte. Im Gegentheil, je mehr ich in ihn drang, sich von seinem Aberglauben loszusagen, desto unerschütterlicher blieb er dabei, daß die Unbekannte eine böse Zauberin sei. Das Resultat unseres Streites war gleich Null. Keiner siegte, Keiner unterlag. Ich erkannte es endlich für das Beste, ihn bei seiner Meinung zu lassen, aber ich stellte allen ferneren Versuchen, mich von meinem Vorsatze abzubringen, ein hartnäckiges Schweigen entgegen, und als später sich sogar Vincenz's Mutter herbeiließ, im gefühlvollen Tone und mit Thränen in den Augen mir die Gefahr zu schildern, welcher ich mich auszusetzen im Begriff stehe, wies ich sie mit einer Entschiedenheit zurück, welche ihr zeigen mußte, daß ich unerschütterlich sei. Jetzt, nachdem auch

dieser Sturm abgeschlagen war, hatte ich Ruhe und konnte überlegen, auf welche Weise mein Plan am besten zu bewerkstelligen sein würde. Ich war bald mit mir im Klaren.

Die ersten Strahlen des nächsten Morgens trafen mich mitten auf dem See. Nur nach längerem Widerstande hatte der Mühlenbesitzer eingewilligt, daß ich mich zu meiner Entdeckungsreise seines Kahnes bedienen durfte. Er, seine Frau und Vincenz, standen am Ufer, als ich hinausruderte in den See.

„Herr Doctor, Sie gehen in den Tod," rief mir der wackere Mann mit wehmüthiger Stimme zu, als ich in den Kahn stieg und die Kette lös'te, welche denselben mit dem Ufer verband.

„Ich habe mein Testament gemacht," entgegnete ich so ernsthaft, als es mir nur möglich war, denn alle drei schnitten verzweifelte Gesichter und Vincenz deutete zum Himmel empor, welcher mit dicken schwarzen Wolken bedeckt war.

Ich hörte ihn meinen Namen rufen, aber ein Paar kräftiger Ruderschläge brachten mich aus dem Bereiche seiner Stimme. Bis zu diesem Augenblick war ich nur mit Mühe ernsthaft geblieben, jetzt aber brach ich in ein schallendes Gelächter aus. Es stand fest bei mir, nicht eher zu der abergläubischen Familie zurückzukehren, als bis ich genügende und klare Beweise gesammelt hätte, um ein für allemal den Irrwahn zu zernichten, welcher diese braven, ehrlichen Menschen beherrschte. Um meinen Zweck zu erreichen, beschloß ich, gerade auf das Ziel loszugehen und vor Allem danach zu streben, sobald als möglich die persönliche Bekanntschaft der Hexe zu machen. Sie selbst sollte mir Rede stehen. Allerdings war es mir noch unklar, unter welchem Vorwande ich in ihre Behausung gelangen könnte, aber ich überließ mich meinem Glück und ruderte dem Orte zu, an welchem auch in der verflossenen Nacht das einsame Licht erschienen war. Ich bedurfte

einer halben Stunde, um über den See zu kommen, obwohl hierbei in Anschlag zu bringen ist, daß ich des Ruderns ungewohnt war, und daher oft minutenlang pausiren mußte, ehe meine Kräfte mir erlaubten, meine Reise fortzusetzen. Das von Vincenz prophezeite Unwetter erschien nicht, im Gegentheil, der Himmel klärte sich auf, und als ich am jenseitigen Ufer landete, strahlte die Morgensonne in ihrer ganzen Majestät und beleuchtete die düsteren Mauern, welche die Lösung des Räthsels bargen, das dem beschränkten und abergläubischen Landbewohner den Kopf verwirrt hatte. Unter dem schützenden Blätterdach einer uralten, verwitterten Weide, welche hart am Wasser lehnte, brachte ich den Kahn vor Anker und sprang an's Land. Zwischen hochstämmige Eichen und Tannen hindurch schimmerten die grauen Steinwände der Ringmauer. Ein tiefes, gruftähnliches Schweigen herrschte überall, dann und wann unterbrochen von dem Geräusch, welches ein Vogel in den Zweigen der Bäume oder im niedern Gebüsch, das sich, so weit ich blicken konnte, ausbreitete, hervorrief. Ich mußte mir sagen, daß die Schilderung, welche Vincenz von dieser Gegend entworfen hatte, vollkommen zutraf. Auch auf mich übte diese Stille einen wahrhaft niederdrückenden Einfluß aus, und mechanisch schweifte mein Auge hinüber nach dem Ufer, welches ich verlassen hatte. Dort herrschte freies, fröhliches Leben, dort riefen Kirchenglocken die Schläfer auf zu neuem Schaffen, zu neuer Arbeit, dort ertönten heitere Morgenlieder, — hier dagegen war Alles schweigsam und düster wie das Grab. Unwillkürlich zog es mich hinüber, es war, als ob ein Bann auf mir lastete, und wieder mußte ich an den treuherzigen Vincenz denken. Hatte nicht auch auf ihn diese Stille einen ähnlichen Eindruck hervorgebracht? „Sie lächeln ungläubig, mein junger Freund,“ unterbrach sich Warner, denn er las auf meinem Gesichte eine Art von zweifelnder Verwunderung,

die ich ehrlich genug war, ihm auch in Worten auszudrücken, „ich will gelten lassen, daß ich damals empfänglicher gewesen für äußere Eindrücke, ich will sogar zugeben, daß ich unter dem Einflusse der durch mein Examen und der demselben vorhergegangenen Studien verursachten Abspannung gestanden, als diese beängstigende Empfindung sich aller meiner Lebensgeister bemächtigte, aber hinwegleugnen kann ich sie nicht. Die Erinnerung an jenen Augenblick hat mich durch mein ganzes Leben begleitet, — derselbe steht noch in dieser Minute so klar vor mir, als läge zwischen ihm und heute nur eine Spanne Zeit. Vielleicht mochte damals ein Umstand am meisten dazu beitragen, der Umstand nämlich, daß ich mich von meiner frühesten Kindheit an mit der reichen und so überaus poetischen Sagengeschichte unseres Vaterlandes beschäftigte, und daraus besonders eine Vorliebe für das Romantische und Abenteuerliche geschöpft hatte. In dem Augenblick, als ich mich vor der Pforte eines bisher undurchdringlichen Geheimnisses befand, kam mir Manches aus der Zauberwelt, welche ich als Kind in mich aufgenommen, vor die Seele zurück. Ein Meer von widerstreitenden Gefühlen stürmte auf mich ein, und ich gestehe, daß ich schwankte zwischen Umkehr und Ausführung meines Vorhabens. Lange mußte ich kämpfen, ehe es mir gelang, über die Empfindung zu siegen, welche mich zur Rückkehr nach meinen Freunden mahnte. Es war einzig und allein die Schaam, unverrichteter Sache zurückzukommen, was endlich den Ausschlag gab und mich bestimmte, das begonnene Werk zu vollenden. Sobald ich mit mir einig war, kam auch meine frühere Entschlossenheit wieder, und den letzten Rest von Muthlosigkeit niederkämpfend, bahnte ich mir einen Weg durch das Dickicht. Nach einem beschwerlichen Marsche durch Gestrüpp und über mächtige Baumwurzeln, welche mir oft den Weg zu versperren drohten, gelangte ich an die Mauer des geheimnißvollen

Hauses. Sie war aus Felssteinen aufgeführt und schien mir aus der Zeit des Faustrechts zu stammen. Ohne Zweifel hatte hier eine Burg gestanden. Die Mauer war sicherlich ein Ueberrest aus einem kraftvolleren Jahrhundert, als das unsere. Sie war vortrefflich erhalten, denn obgleich grau und verwittert, zeigten sich doch nur wenige Risse, und diese waren so unbedeutender Natur, daß es kaum nöthig gewesen wäre, sie so sorgfältig auszufüllen, wie dies geschehen war. Was mir Vincenz von ihrer Höhe berichtete, traf genau zu. Sie ragte so hoch empor, daß nur das Dach des Hauses zum Vorschein kam. So aufmerksam ich auch auf alles Acht gab, was sich in meiner unmittelbaren Nähe befand, so angestrengt ich auch lauschte, kein Laut, kein Lebenszeichen drang aus dem Innern an mein Ohr. Wieder beschlich mich jenes unheimliche Gefühl, das mein Herz lauter schlagen machte, aber ich überwand es und ging um die Mauer herum. Ich war glücklicher als mein Schulkamerad, denn ich hatte kaum ein Dutzend Schritte zurückgelegt, als mein Auge auf eine Thür fiel, welche in der Mauer angebracht war. Von der Schwelle der Thür führte ein breiter Fußweg in die Waldung hinein und verlor sich hier unter den breitästigen Bäumen. Diese Wahrnehmung gab meinem Vorsatz neue Stärke. Auf der Moosdecke des Weges zeigten sich breite und dicht daneben kleine zierliche Fußspuren. Ich erkannte sogleich, daß die ersteren von dem schweren Tritt eines Mannes herrührten, und um die letzteren für die Abdrücke eines Damenstiefels zu halten, brauchte man eben kein Dakota oder Odschibwä zu sein. Die ersteren Spuren interessirten mich nicht, die andern aber desto mehr. Sie waren leider nicht ausgeprägt und deutlich genug, um daraus auf das ungefähre Alter der Urheberin schließen zu können. Ich prüfte sie so genau, als es nur irgend möglich war, aber ich kam zu keinem Resultat. Von meinen Beobachtungen

gänzlich in Anspruch genommen, mußte ich das Oeffnen der Thür in der Mauer überhört haben, denn plötzlich fragte mich eine rauhe tiefe Stimme, was ich in diesem Revier zu suchen habe. Bestürzt — verlegen erhob ich den Blick und sah mich einem hochgewachsenen Manne in einfacher schwarzer Tracht gegenüber. Seine Haupt- und Barthaare waren grau. Auf seinem blassen, hageren Antlitz drückten sich Strenge und mürrische Verdrossenheit aus. Ein voller, ebenfalls grauer Schnurrbart gab seinem Gesicht einen — ich möchte fast sagen, grimmigen Ausdruck. Dazu rollten seine Augen und starrten mich an, als wollten sie mich durchbohren.

Sie werden es erklärlich finden, daß ich im ersten Augenblick erschrocken zurückwich. Er folgte mir mit drohender Geberde und wiederholte seine Frage mit weithin dröhnender Stentorstimme, indem er einen echt militärischen Kernfluch ausstieß. Dieser Fluch und die Stimme wären dazu geeignet gewesen, einen Nervenkranken zu schleuniger Flucht zu veranlassen, auf mich übten sie die entgegengesetzte Wirkung aus. Ich wußte ja nun, mit wem ich es zu thun hatte, schritt beherzt auf ihn zu, und zu einer Lüge meine Zuflucht nehmend, entgegnete ich:

„Ich botanisire, mein Herr.“

Der alte Soldat starrte mich an, indem er die Augen verdrehte. Offenbar mißfiel ihm mein Gesicht, und meine Kleidung, welche in einem leichten Leinwandkittel, Hose und Mütze von demselben Stoff, und großen, bis zum Knie hinanreichenden Wasserstiefeln bestand, auf's Höchste, denn er schnaubte mich an:

„Zum Teufel mit den Narrenspossen. Was sucht Er hier? Heraus mit der Wahrheit, oder es sollen Ihm tausend Schock Donnerwetter auf den Schädel fahren!“

Diese Worte begleitete er mit einer Handbewegung, welche nichts weniger als einladend war, und zum Ueberfluß fuhren zwei

mächtige Wolfshunde mit emporgesträubtem Haar und die scharfen Zähne zeigend, in gewaltigen Sätzen aus der halboffenen Pforte hervor und gerade auf mich los. Es war eben keine beneidenswerthe Lage, in welcher ich mich befand. Vor mir der grimmige Graubart, dessen athletischer Körperbau mir wenig Hoffnung auf einen Sieg einflößte, wenn ich gezwungen sein sollte, mich mit ihm auf einen Ringkampf einzulassen, und zu beiden Seiten die wüthenden Hunde. Ich verwünschte meine Neugierde und erwartete, nicht ungewiß über den Ausgang des Kampfes, den Angriff der drei Verbündeten, indem ich zu meinem Taschenmesser, der einzigen Waffe griff, welche ich diesen Augenblick zu meiner Verfügung hatte.

Schon waren mir die Hunde so nahe, daß sie der nächste Moment mit meinem Körper in Berührung gebracht hätte, als der Graubart, vielleicht in einer Anwandlung von großmüthiger Laune, seinen vierbeinigen Alliirten mit Donnerstimme zuschrie:

„Castor, Nero, nieder!“

Sie waren gut dressirt, die beiden grimmigen Thiere, denn sie hielten sofort inne, schlichen knurrend und die Zähne fletschend zu dem alten Soldaten und legten sich nieder. Ich athmete erleichtert auf. Der Graubart sah mich, wie es mir schien, verächtlich über die Achseln an. Er verzog sein Gesicht zu einem spöttischen Grinsen und strich mit der Hand den grauen Schnurrbart. Dann fragte er auf's Neue, was ich hier in der Waldung suche.

„Ich sammle Blumen und Kräuter für mein Herbarium,“ entgegnete ich kleinlaut.

„Hol' Ihn der Teufel mit Seinen ausländischen Redensarten, die kein ehrlicher Christenmensch versteht,“ donnerte der Graubart.

Es schien mir, als mache er Miene, mich bei'm Kragen zu fassen und die Wahrheit aus mir herauszuschütteln. Ich nahm daher rasch eine demüthige Stellung an und erklärte ihm in gutem Deutsch, was „Herbarium" bedeute.

Er hörte mich an, ohne sein Auge auch nur einen Moment von mir abzuwenden.

„So, Er ist also ein Dintenkleckser, der dem lieben Herrgott mit unnützen Dingen die Zeit wegstiehlt?" fragte er mürrisch.

Diese Bemerkung verletzte meinen Stolz auf das Empfindlichste. Ich hatte ja erst vor ganz kurzer Zeit ein glänzendes Examen bestanden und bildete mir auf meine Fähigkeiten und auf mein Wissen große Stücke ein. Jetzt freilich weiß ich es besser, wie es mit der Arzneikunde steht. Im Grunde hatte die alte ehrliche Seele so Unrecht nicht, aber ich war auf's Höchste empört und verlieh meiner Empörung Ausdruck, indem ich ihm die gewichtigen Worte in's Antlitz schleuderte:

„Ich bin Arzt, mein Herr."

Mein ergrauter Gegner maß mich vom Kopfe bis zu den Füßen, mit einem Blick, in welchem sich der entschiedenste Zweifel an der Wahrheit meiner Aussage geltend machte. Wahrscheinlich hatte ich ihm für einen Arzt ein viel zu jugendliches Aussehen.

„So — so — ein Quacksalber?" murmelte er. „Es ist nur gut, daß ich Ihn nicht brauche, denn frei heraus, ich hätte blitzwenig Vertrauen zu Ihm."

Diese für meine damaligen Hoffnungen entsetzliche Beleidigung gab mir all' meinen Muth und meine Entschlossenheit zurück. Der Student kam zum Vorschein und in gereiztem Tone rief ich:

„Es könnte Ihm aber nicht schaden, wenn Er ein von mir verordnetes Mittel nähme."

„Was wäre das für eine Mixtur?“ fragte er geringschätzig. „Da bin ich doch neugierig.“

„Es ist eine Mixtur — gegen die Grobheit!“ entgegnete ich beherzt.

„Blitz und Wetter,“ schrie der Graubart. „Er will mich verhöhnen, Er schilt mich grob und ich hab' Ihn doch so freundlich behandelt.“

Eine Fluth von Drohungen und Flüchen entströmte seinem Munde. Dazu heulten die beiden Hunde. Es war ein ohrzerreißendes Terzett, und daß ich nicht davon gelaufen bin, ist mir noch heute ein Räthsel.

Zum Glück blieb es nur bei dem Geschrei, zu Thätlichkeiten kam es nicht, obschon ich jetzt entschlossen war, meine Sache auf nichts zu setzen. Ich will aber doch nicht in Abrede stellen, daß es zu einer Rauferei gekommen wäre, wenn nicht plötzlich das Erscheinen einer fünften Person dem Wüthen des alten Soldaten und seiner vierbeinigen Verbündeten ein Ende gemacht haben würde. Diese fünfte Person war der Gegenstand meiner Neugierde, — die weit und breit verschrieene und gefürchtete Hexe des Fichtelgebirges. Sie stand auf der Schwelle der in der Mauer angebrachten Pforte. Der Graubart sah sie fast in demselben Augenblick, als ich ihrer ansichtig wurde.

„Traugott,“ rief sie mit einer Stimme, deren Klang ich heute noch nicht vergessen habe. Sie drang bis in die innerste Tiefe meiner Brust und bewegte alle Fibern meines Herzens. Ich kann Ihnen nicht schildern, was sich in dieser Stimme ausdrückte. Wer, wie ich, tagelang in Hospitälern geweilt, wer, wie ich, Gelegenheit gehabt hatte, die letzten Seufzer und Klagen der Sterbenden zu studiren, der wird mich begreifen, wenn ich behaupte, daß der Ton dieser Stimme, welche durch den Lärm zu

meinem Ohre drang, die größte Aehnlichkeit hatte mit dem Wehlaut einer Sterbenden.

Sie winkte ihm, näher zu kommen. Er gehorchte mit einer Hast und Unterwürfigkeit, welche deutlich kundgaben, daß sie die Herrin sei. Sie wechselten einige Worte, die mir unverständlich waren, da sie, in Berücksichtigung meiner Entfernung von dem Orte, wo sie erschienen war, zu leise gesprochen wurden. Im nächsten Augenblick trat sie hinaus in die Waldung und näherte sich mir, die Hand auf den Arm des alten Soldaten gelehnt, der plötzlich ein ganz Anderer zu sein schien. Noch vor wenigen Minuten wild und ergrimmt, schritt er jetzt mit gesenktem Haupte und fügsam wie ein Lamm an ihrer Seite. Nur, wenn er den Blick auf mich richtete, leuchtete mir sekundenlang der frühere Zorn daraus entgegen. Mein Herz klopfte, als wollte es mir die Brust zersprengen — ich war am Ziel, denn die mit so vieler Begierde Ersehnte und Aufgesuchte stand leibhaftig vor mir — und doch beschlich mich eine seltsame Scheu; ich machte mir bittere Vorwürfe, die Ruhe dieser einsamen Gegend gestört zu haben und ohne jedes Recht eingedrungen zu sein in das Geheimniß einer Frau, die mir gänzlich fremd. War unberufene Neugierde eine Entschuldigung? Oder berechtigte mich der Aberwitz einfältiger Menschen zu einem solchen Schritt? Ich konnte mich einer tiefen Beschämung nicht erwehren, als sie sich mir näherte. Sie war eine hohe edle Gestalt, deren Majestät das Alter noch nicht gebrochen hatte. Ihr Gesicht konnte ich nicht erkennen, da ein schwarzer Schleier dasselbe verhüllte, aber unter dem Schirm ihres Hutes, welcher die Form einer Kapuze hatte und ebenfalls schwarz war, quollen schneeweiße Locken hervor. Sie trug ein Kleid von leichtem schwarzem Wollenzeuge und einen Mantel von derselben Farbe und ähnlichem Stoff. Der Schnitt des Letzteren war der

Tracht des Mittelalters entlehnt. Ihre Erscheinung übte einen seltsamen Einfluß, einen unbezwinglichen Zauber auf mich aus. Armer Vincenz, arme thörichte Menschen, die ihr diese Frau verketzern und verlästern konntet! Ihr hoheitsvolles, ehrfurchtgebietendes Wesen allein mußte hinreichend sein, um Euren Irrwahn zu zerstören und Euch zu beschämender Abbitte zu bewegen.

Jetzt stand sie vor mir. Indem sie den Arm ihres Begleiters losließ, schlug sie den Schleier zurück. Ich schaute in ein ehrwürdiges, todtblasses Antlitz. Tiefer, unheilbarer Gram sprach aus allen Zügen. Der Mund war eingefallen und die Augen lagen, von vielem Weinen geschwächt, in tiefen Höhlungen, aus denen sie matt hervorsahen. Dieses Antlitz hatte seit vielen, vielen Jahren nicht gelächelt, dieser Mund hatte seit vielen, vielen Jahren keinen Laut der Freude ausgestoßen, diese Augen hatten geweint, bis der Thränenquell versiegt war. Stand eine Schuldbeladene vor mir, die hier in der Einsamkeit des Waldes ihr Vergehen büßte, und, den Augen der Welt verborgen, nur der Erinnerung an ihre Schuld lebte? War es Trauer um einen theuren Entschlafenen, welche hier Heilung zu finden hoffte, hier, wo frische Waldesluft die brennende Stirn kühlte und der tiefste heiligste Friede herrschte? Diese Gedanken wogten durch mein Inneres.

„Niobe," klang es in meiner Brust.

Ja, das war das Bild der Niobe, der beweinenswerthen Mutter, als sie alle ihre Kinder von den tödtlichen Geschossen Apollos zu ihren Füßen hingestreckt sah. Wie rührend war dieser Schmerz, welcher sich in ihrem Wesen, in ihrem Antlitz und in ihrer Stimme ausdrückte.

„Mein Herr," sagte sie. „Verzeihen Sie, wenn mein alter

Diener Sie beleidigt hat. Er glaubt in jedem Menschen, welcher sich meiner einsamen Wohnung nähert, einen Feind zu erblicken."

Ich mußte mich fassen, um mit Ruhe entgegnen zu können: „Er bedarf der Verzeihung nicht, aber ich, der ich es gewagt, Ihre Ruhe zu stören" ....

„Wie mir mein Diener sagte, sind Sie ein Gelehrter, ein Arzt," unterbrach sie mich, „dieser Wald birgt wenig Schätze, welche zur Bereicherung Ihres Herbariums dienen könnten."

Sie sah mich bei diesen Worten scharf an. Ich fühlte, daß mir das Blut in's Gesicht stieg. Beschämt über meine Lüge, senkte ich den Blick zu Boden.

„Waren Sie es, mein Herr, der vor einer Stunde über den See ruderte?" fuhr sie fort.

Ich bejahte mechanisch.

Der Ton ihrer Stimme klang nicht mehr weich und freundlich, als sie auf's Neue fragte:

„Hat man Sie am jenseitigen Ufer nicht gewarnt, diese Waldung zu betreten?"

Ich hätte in die Erde sinken mögen, denn ich fühlte, daß sie mich durchschaut habe. Nur ein offenes Bekenntniß konnte wieder gut machen, was meine Neugierde verschuldet."

„Ich will Sie nicht ferner belügen," rief ich, von Schaam und Reue überwältigt, „ich kam an dieses Ufer" ....

„Sie haben mir keine Rechenschaft zu geben, mein Herr," sagte sie würdevoll.

„Hören Sie mich an und entscheiden Sie — ob ich so Unrecht gethan — als ich es gewagt, hierher zu dringen."

Diese Worte brachte ich mühsam und stockend hervor, indem ich mit einem raschen Blick ihr Antlitz streifte. Keine Miene hatte sich darin verändert, es war starr und düster wie zuvor. Nur

in ihren Augen, da blitzte es hell auf, und mir schien, als betrachtete sie mich mit zornigem Ausdruck.

Nach und nach gewann ich Muth zum Reden. Ich beichtete Alles, schilderte den Aberglauben der Landbewohner, meine Neugierde, meinen Wunsch, den Irrwahn zu zerstören und erbat ihre Verzeihung. Sie hörte mir sinnend zu. Als ich mit meiner Beichte zu Ende war, blickte ich zu ihr empor. Nichts in ihren Zügen deutete auf eine Erregung ihres Innern.

„Verblendete, thörichte Menschen,“ sagte sie leise. „Stets müssen sie über die Grenze hinaus, welche die gesunde Vernunft ihnen vorgezeichnet hat. Anstatt sich Verhältnisse, die ihnen räthselhaft erscheinen, auf natürliche Weise zu erklären, suchen sie die Lösung in übersinnlichen Dingen und werfen sich einem Wahne in die Arme, welcher sie verwirrt und ängstigt. Aber besser, sie halten mich für eine Hexe und fliehen mich, als daß sie mich mit ihrer Neugierde und Theilnahme quälen. Das Unglück, mein Herr,“ setzte sie hinzu, „hat auch seinen Stolz, und wehe dem, der diesem Stolze seine Achtung versagt!“

Sie wandte sich zum Gehen.

„Sie scheiden ohne ein Wort der Verzeihung?“ rief ich erschüttert.

„Vergebung? Für welche Schuld?“ fragte sie, „daß Sie die Absicht gehegt, den Schleier zu lüften, welcher mein Leben bedeckt? Es sei Ihnen verziehen!“

Sie winkte den alten Soldaten herbei, der mich aus der Ferne mit drohender Geberde betrachtete. Ihre Hand auf seinen Arm legend, ging sie ohne ein Wort des Abschieds an mir vorüber. Ich blieb in tiefer Bewegung zurück.

Einige Schritte von der Stelle entfernt, an welcher ich verharrte, blieb sie stehen und wandte sich noch einmal zu mir.

„Mein Herr," sagte sie mit gepreßter Stimme, „ich bitte Sie, diesen Ort für immer zu meiden und nicht weiter zu forschen, wer ich sei und was mich veranlaßt habe, das Gewoge der Welt zu fliehen. Achten Sie die Bitte einer Unglücklichen, die nichts sehnlicher wünscht, als Erlösung von ihrem Leid und — Frieden im Grabe." —

Ehe ich im Stande war, ihr zu sagen, daß ich ihre Bitte erfüllen würde, war sie verschwunden. Die Pforte in der Mauer fiel dröhnend in's Schloß. Ich war allein, mitten in der einsamen Waldung. Hätten mich nicht die vor mir emporstrebenden Mauern an die Wirklichkeit des so eben erlebten Abenteuers erinnert, so würde ich Alles für einen Traum, für ein Gebilde meiner erregten Phantasie gehalten haben. Ich hatte die Hexe des Fichtelgebirges gesehen, von Angesicht zu Angesicht, ich hatte mit ihr gesprochen. Ja, ja — sie war eine Zauberin, denn als ich den stillen Ort verließ und die Richtung nach dem Ufer einschlug, war ich wie umgewandelt. Mein heiterer frischer Jugendmuth war verschwunden und ein melancholisches Träumen an seine Stelle getreten.

„Niobe — Niobe," klang es unaufhörlich in meinem Innern. Immer wieder und wieder erschien das Bild der hohen, blassen Frau mit den weißen Locken und den gramdurchfurchten Zügen vor meiner Seele, — immer wieder und wieder hörte ich ihre letzte Bitte, die stille Klause für immer zu fliehen.

In der schwermüthigsten Stimmung stieg ich in den Nachen, nahm mechanisch die Ruder zur Hand und fuhr nach dem jenseitigen Ufer.

Als ich in der Nähe der Mühle landete, fand ich Vincenz und dessen Eltern am Ufer stehend. Schon von Weitem begrüßten sie mich mit jubelndem Zuruf, und als ich an's Land stieg, da

eilten alle Drei mir entgegen. Das Händeschütteln wollte kein Ende nehmen, so wie die Umarmungen meines wackeren Schulgefährten. Seine Mutter begnügte sich, mir in einem Athem wohl ein Dutzendmal die Worte zu wiederholen: „Gott sei gelobt, daß Sie wieder da sind. Wir haben Angst genug um Sie ausgestanden."

Die Freude der braven Leute, ihre Bemerkungen und die vielen Fragen, welche selbstverständlich die Hexe betrafen, waren mir in diesem Augenblick überaus lästig, da ich vollständig erschöpft und abgemattet war vom vielen Denken und Grübeln. Aber was half's? Ich mußte gute Miene zum bösen Spiel machen und ruhig die Fluth von Fragen hinnehmen, welche sich über mich ergoß und mich fast zu ersticken drohte. Daß diese Fragen, die der Aberglaube dictirte, widersinnig waren und jeder gesunden Vernunft Hohn sprachen, wird man mir ohne viele Versicherungen glauben. Als der vom Irrwahn Befangenste erwies sich der Mühlenbesitzer. Er redete von nichts, als von Kobolden und Hexen, und erklärte mich schließlich für eine bevorzugte Natur, dem die Hölle nichts anhaben könnte, — für einen Teufelsbanner. Zu einer anderen Zeit würde ich herzlich gelacht haben über die Ehrfurcht, mit welcher er mich anstaunte und mir übernatürliche Kräfte und Fähigkeiten zuerkannte, in diesem Moment aber zwang ich mich nur mit Mühe, meinen Aerger zu unterdrücken.

Obgleich ich der Unbekannten nicht versprochen hatte, über das, was ich gesehen und gehört, Schweigen zu beobachten, so war doch die Erinnerung an ihre Worte: „Besser, sie halten mich für eine Hexe und fliehen mich, als daß sie mich mit ihrer Neugierde und Theilnahme quälen," gleichsam eine Mahnung für mich, das Dunkel unerhellt zu lassen, welches ihre Person umgab. Ich beschränkte mich darauf, mein Abenteuer mit dem alten Soldaten

und den beiden Wolfshunden zu erzählen. Meiner Begegnung mit der Hexe that ich mit keiner Silbe Erwähnung. Allen ferneren Kreuz- und Querfragen setzte ich ein hartnäckiges Schweigen entgegen, welches ich bald mit einem Achselzucken, bald mit einem bedeutsamen Kopfschütteln begleitete. Wenn ich jetzt daran denke, so muß ich gestehen, daß ich Unrecht that, ihre Gespensterfurcht zu vergrößern, aber ich war gezwungen, dieses Mittel anzuwenden, um die Neugierde, welche mich in meiner trüben Stimmung so arg belästigte, in Schranken zu halten. Hätte ich die volle Wahrheit berichtet, sie würden mir doch nicht geglaubt haben.

Endlich war das Examen zu Ende und ich konnte mich in mein Zimmer zurückziehen. Ich that es unter dem Vorwande, ermüdet zu sein. Auf der Treppe zum oberen Geschoß hatte ich ein letztes Kreuzfeuer von Fragen auszuhalten. Vincenz's Vater war es, der noch einmal versuchte, mich zum Reden zu veranlassen. Mein Verdruß stieg auf's Höchste. Was ich dem unglücklichen Opfer meiner üblen Laune erzählt habe, weiß ich nicht mehr. Es müssen aber erschreckliche Dinge gewesen sein, denn es ist mir noch erinnerlich, daß er mich entsetzt anstarrte und blaß und verstört davon schlich.

Ich athmete erleichtert auf, als ich mich endlich in meinem Zimmer befand. Die Stille, welche hier herrschte, that meinem erregten Gemüthe wohl. Ich konnte nun ungestört meinen Gedanken nachhängen, welche sich nur um einen Gegenstand, um die Unbekannte, drehten. Die Nacht brach herein, ich saß noch immer an derselben Stelle, an welcher ich mich sogleich nach meinem Eintritt in die Stube niedergelassen hatte. Endlich mahnte mich die kühle Nachtluft, welche durch die geöffneten Fenster hereinströmte, mein Lager aufzusuchen. Aber der Schlaf floh mich, ich wälzte mich, von trüben Gedanken gepeinigt, ruhelos umher, immer

die Augen auf das Fenster geheftet, welches die Aussicht nach dem See und dem jenseitigen Ufer hatte. Dorthin zog es mich mit magischer Gewalt. Und gerade die Bitte der Greisin, ihre Nähe für alle Zeit zu meiden, war es, was in meiner Brust das sehnlichste Verlangen weckte, das Verbot zu mißachten und sie dennoch wieder aufzusuchen. Aber auf der anderen Seite sagte ich mir, daß ich es meiner Ehre schuldig sei, keinen Versuch ferner zu machen, um ihr Geheimniß zu enthüllen. Ich muß zu meiner Schande eingestehen, daß ich lange schwankte, ehe es mir gelang, über meine Neugierde zu siegen. Ich faßte den Entschluß, nur noch kurze Zeit im Hause meines gastfreien Wirthes zu verweilen und dann heimzukehren zu meiner Schwester.

Mittlerweile war es Mitternacht geworden. Ob auch in dieser Nacht das einsame Licht brannte? Ich stieg aus dem Bette und trat an's Fenster. In dunkler Bläue und übersäet von Sternen spannte sich der Himmel über die friedliche Landschaft aus. Der Mond stand fast gerade über dem See und tauchte seine silbernen Strahlen in die glitzernde Fluth. Und da drüben durch den Schatten der Waldung her drang der so oft beobachtete Lichtschimmer.

Jetzt war der Schlummer vollends von mir gewichen. Gern wäre ich hinausgeeilt in die schweigende Nacht, aber um aus dem Hause zu gelangen, hätte ich Vincenz oder dessen Eltern wecken müssen, und dazu hatte ich nicht den Muth. Ich blieb also und brachte die ganze Nacht an dem offenen Fenster zu, den wundersamsten Grübeleien nachhängend.

Erst der anbrechende Morgen trieb mich in's Bett. Ueber die Maaßen abgespannt und ermattet, schlief ich endlich ein, als es sich schon im Hause regte. Vincenz' Stimme scheuchte mich empor. Er rief mir zu, daß der Kaffee bereitet sei und daß seine

Eltern nur auf mich warteten, um das gewohnte Frühmahl einzunehmen, welches aus Erzeugnissen ihrer eigenen Wirthschaft, aus trefflichem Weizenbrod und frischgesotteten Eiern, bestand.

Ich raffte mich auf und warf mich hastig in die Kleider. Die Spuren der durchwachten Nacht standen deutlich auf meinem Antlitz, als ich in ihre Mitte trat. So sehr ich auch bemüht war, sorglos und guter Dinge zu scheinen, es wollte mir nicht gelingen, und so schlechte Menschenkenner auch meine Wirthsleute waren, so entging ihnen doch meine Seelenstimmung nicht. In Folge dessen gerieth die Unterhaltung, die ich mit allem Aufwande von Selbstbeherrschung fortzuspinnen suchte, bald in's Stocken und verstummte, nachdem ich mein Vorhaben, am nächsten Tage schon abzureisen, kund gegeben hatte, gänzlich.

Die besorgten, theilnehmenden Blicke, welche ich von allen Seiten auf mich gerichtet sah, waren mir nicht minder unangenehm, als am gestrigen Tage das viele Hin- und Herfragen. Es trieb mich unwillkürlich hinaus in's Freie. Ich erklärte, einen Spaziergang durch das Dorf und den hinter demselben liegenden Wald machen zu wollen.

Der Mühlenbesitzer tauschte mit seiner Frau einen vielsagenden Blick aus, in welchem sich Angst mit Bedauern mischte. Vincenz bot mir seine Begleitung an, die ich kurz ablehnte. Trotz meiner, durch Abspannung und vieles angestrengtes Denken hervorgerufenen Mißstimmung konnte ich ein Lächeln nicht unterdrücken, als ich meinen Wirth flüstern hörte:

„Sie hat's ihm angethan — das arme, junge Blut."

In der frischen klaren Morgenluft kam ich wieder zu mir selbst. Das erregte Blut besänftigte sich, ich gewann Ruhe und das Bild der blassen, räthselhaften Frau trat mehr und mehr in den Hintergrund. Meine Erholungsreise war ja nun binnen

kurzer Zeit zu Ende, bald war ich gezwungen, dem praktischen Leben mit all' seinen Mühseligkeiten und Täuschungen die Stirn zu bieten. Das liebe Gesicht meiner Schwester erschien vor meinem inneren Auge, und an Geist und Körper neugekräftigt kehrte ich in der Mittagszeit nach der Mühle zurück.

Ich vermied es, von der Hexe zu sprechen, und bat Vincenz, seine Eltern zu veranlassen, dasselbe zu thun, da ich doch nur das wiederholen könnte, was ich gestern ausführlich erzählt hätte. So geschah es denn, daß nicht weiter von der Hexe, wie sie der Mühlenbesitzer stets und ständig nannte, die Rede war.

Ich beschäftigte mich fast den ganzen Nachmittag hindurch, Vincenz beim Auf- und Abladen von Stroh und Heu zu helfen, und war von der ungewohnten körperlichen Arbeit am Abend so sehr ermüdet, daß ich noch vor der bestimmten Zeit mein Lager aufsuchte und nach wenigen Augenblicken einschlief.

Mitten in der Nacht wurde ich durch ein lautes Klopfen an die Hausthür im Schlafe gestört. Bald darauf wurde es im Hause lebendig, ein Geräusch eiliger Fußtritte schlug an mein Ohr. Dann wurde die Thür geöffnet, ein Gewirr streitender Stimmen wurde sichtbar. Jetzt unterschied ich die Stimme des Mühlenbesitzers, gleich darauf diejenige seiner Frau, und jetzt eine dritte, deren Klang eine unbeschreibliche Wirkung auf mich ausübte. Mit einem Satze war ich aus dem Bette.

Es war die Stimme des alten Soldaten. Deutlich vernahm ich, wie er ausrief:

„Blitz und Wetter, ich will hinein! Der studirte Herr muß helfen, ein Menschenleben steht auf dem Spiel!“

Im ersten Augenblick wußte ich vor innerer Erregung nicht, was ich beginnen sollte. War es ein Traum, der mich neckte? War es wirklich der alte Soldat, derselbe, der mich drüben in

der Waldung mit seinem Zorn bedroht, welcher unten auf dem Flur stand und nach mir fragte? Oder war Alles nur eine Täuschung, ein Phantasiegebilde? Aber nein — nein — die Stimme war mir unvergeßlich — unvergeßlich, wie der melancholische und so unbeschreiblich rührende Ton der räthselhaften Frau. Ich hätte beide unter tausenden heraus erkannt. Uud jetzt hörte ich ihn auf's Neue rufen, nachdem der Mühlenbesitzer erklärt hatte, daß er mich wecken und auf sein Gesuch vorbereiten wollte.

„Was braucht es da lange der Vorbereitungen. Hab' ich Euch nicht gesagt, daß es gilt, ein Menschenleben zu retten? Macht mich nicht toll! Ich gehe nicht eher vom Fleck, als bis ich den studirten Herrn gesprochen und ihm vorgetragen habe, um was es sich handelt. Muß ich ihn auch auf meinen Armen fortschleppen — Blitz und Wetter — ich werde es thun, denn in meiner Lage ist Alles erlaubt!"

Vincenz' Vater entgegnete einige Worte, die mir unverständlich blieben, da sie allzuleise gesprochen wurden.

Mein ehemaliger Gegner ließ sich einen Moment später auf's Neue vernehmen:

„Sagt mir, wo ich ihn finden kann und Ihr sollt weiter nichts mit mir zu schaffen haben. Aber zögert nicht länger. Die Angst preßt mir das Herz ab." —

Jetzt konnte ich nicht mehr an mich halten. Mein Zimmer öffnen und auf den Flur hinaustreten, welcher nur durch eine Treppe von dem Orte getrennt war, an welchem der Streit geführt wurde, war das Werk eines Augenblicks.

„Was giebt's?" rief ich mit schallender Stimme.

„Da ist er — da ist er," — schrie der alte Soldat in einem Tone, welcher schwer zu beschreiben ist. Gleich darauf wurde ein heftiges Gepolter auf der Treppe hörbar und nach

wenigen Secunden blickte mir das Gesicht des greisen Kriegers entgegen. Aber wie hatte sich dieses Antlitz in der kurzen Zeit verändert. Der Ausdruck desselben war erschreckend. Die Augen rollten unstät. Seine grauen Haare hingen ungeordnet und wirr über Schläfen und Stirn herab. Eine so furchtbare Angst drückte sich in seinen Mienen aus, daß ich entsetzt zurückfuhr, denn ich glaubte im ersten Augenblick, einen Irrsinnigen vor mir zu sehen, der eben erst der Wachsamkeit seiner Wärter entronnen war. Ehe ich eine Frage an ihn thun konnte, welche sein verstörtes Aussehen und die nächtliche, durch ihn verursachte Störung betraf, sagte er in fast flehendem Tone:

„Sie müssen mit mir kommen, Herr!“

„Was ist geschehen? Sprecht!“ fragte ich. —

„Meine Gebieterin ringt mit dem Tode,“ setzte er schnell hinzu. — „O, Herr, zögern Sie nicht länger und folgen Sie mir.“ —

Ich war so bestürzt, daß ich kaum vermochte, Ruhe zu gewinnen.

Während ich mich zum Mitgehen rüstete und in meine Kleider fuhr, erzählte er mir in hastigen und abgebrochenen Worten, daß seine Herrin schon vor einiger Zeit über merkliche Abnahme ihrer Kräfte geklagt habe. Seit mehreren Tagen sei sie ernstlich krank gewesen, wenngleich sie es sich nicht habe merken lassen. In dieser Nacht aber habe sich ihr Zustand dermaßen verschlimmert, daß ihr Tod zu befürchten sei.

Während der Greis sprach, rannen ihm die Thränen über's Gesicht und er behauptete nur mit Mühe seine Fassung. Zugleich drängte mich jeder seiner Blicke zur Eile. Ich kürzte seine Ungeduld ab, indem ich mich beeilte, mit meinem Anzug fertig zu werden, und nach etwa fünf Minuten stand ich reisefertig da.

„Nun vorwärts in Gottes Namen," sagte ich. „Vielleicht ist noch Rettung möglich."

„Das gebe der Himmel," murmelte der Greis, indem er seine Thränen trocknete und mir gefaßt folgte, als ich die Stube verließ.

Unten auf dem Flur fand ich Vincenz und dessen Eltern. Alle drei schienen erschreckt und verstört. Woher ihre Furcht gekommen war, habe ich später erfahren. Sie hatten nämlich die beiden Wolfshunde gesehen, welche den alten Soldaten begleitet hatten und vor dem Hause zurückgeblieben waren.

Sie betrachteten mich mit ängstlichen, theilnehmenden Blicken.

„Haben Sie auch bedacht, Herr Doctor, was Sie thun wollen?" raunte mir mein wackerer, ehrlicher Wirth zu. Offenbar fürchtete er sich vor meinem Begleiter, denn der abergläubische Mann zitterte an allen Gliedern.

„Es betrifft ein Menschenleben," entgegnete ich ernst.

„Wenn Alles aber nur eine Täuschung, ein Blendwerk, ein Spiel der Hölle wäre, Sie zu umgarnen und zu verderben?" setzte er hinzu, indem er sich schüttelte, als wollte er ein auf ihn eindringendes Grauen abwehren. Ich war im Begriff, ihm eine derbe abweisende Entgegnung zu ertheilen, denn in diesem Moment erschien mir sein Irrwahn nichts weniger als belustigend, aber ein mahnender Wink meines Gefährten machte mich verstummen. Ich nahm mit kurzen Worten Abschied und verließ mit dem Greise die Mühle. Der Mühlenbesitzer gab uns mit einem Lichte in der Hand das Geleit.

An der Thür noch hielt er mich zurück.

„Bleiben Sie bei uns?" bat er. „Hier hat der Teufel keine Macht, aber da drüben im Walde . . . ."

Ich riß mich ziemlich unsanft los und schritt, ohne eine

Silbe zu entgegnen, an der Seite des greisen Soldaten in die Nacht hinaus.

Es war eine laue, sternenklare Nacht. Wie ein unendlicher Dom wölbte sich der Himmel über uns, die wir dem Ufer des See's zueilten. Ich hatte sogleich, nachdem wir das Haus verlassen, meinen Gefährten darauf aufmerksam gemacht, daß der nächste Weg nach dem einsamen Hause übers Wasser führte und daß, wenn er es auf sich nehmen wollte, den richtigen Pfad durch die Waldung zu finden, ich ein Boot herbeischaffen würde, um über den See zu gelangen. Ich vergriff mich allerdings an fremdem Eigenthum, denn das Boot gehörte meinem Wirthe, aber ich konnte es ohne große Verantwortlichkeit. Einestheils war Vincenz' Vater ein gutmüthiger, wohlwollender Mann, dem es unendlich schwer wurde, Jemandem irgend etwas abzuschlagen und anderntheils war es die Sache selbst, welche mich veranlaßte, ohne Bedenken in das Boot zu steigen und meinen Begleiter aufzufordern, mir zu folgen.

Hastig löste ich die Kette vom Ufergrunde und nahm die beiden Ruder zur Hand.

Jetzt genügten zehn Minuten, um den Nachen in die Mitte des Sees zu bringen. Der Greis saß, in seinen Mantel gehüllt, schweigend vor mir. Ihm zu Füßen lagen die beiden Hunde. Es war, als wüßten die treuen Thiere, was ihren Herrn mit solcher Trauer erfüllte, denn sie gaben keinen Laut von sich, obwohl hier und dort im Dorfe Hundegebell erscholl.

In der Mitte des Sees hielt ich einen Moment an, um nach dem Licht zu sehen, welches mir bisher als Leitstern gedient hatte. Es strahlte matter wie sonst, gleichsam, als sollte dadurch angedeutet werden, daß das Lebenslicht der Herrin des Hauses dem Erlöschen nahe sei.

Als ich die Ruder sinken ließ, erwachte der Greis aus seinem Nachsinnen.

„Wir werden zu spät kommen,“ sagte er verzagt, indem er, gleich mir, nach dem Lichtschimmer sah, welcher sich nur schwach Bahn brach durch die breitästigen Bäume des Waldes. „O, das ist eine schlimme Nacht — schlimmer selbst als die, welche der Jenaer Schlacht folgte und doch hätt' ich geglaubt, ich würde nimmer eine ähnliche erleben.“ —

Seine ferneren Worte verloren sich in ein dumpfes Schluchzen.

Ich wagte nicht seinen Schmerz zu stören. Was hätte ich ihm auch sagen können? Da, wo ein solcher Mann verzweifelte, der dem Tod im Gewühl der Schlachten so oft unverzagt in's Antlitz geschaut hatte, da half kein Trosteswort, ja selbst kein Hinweis auf den allmächtigen Lenker aller Dinge mehr. Sein Kummer schnitt mir tief in's Herz und unwillkührlich stiegen auch mir Thränen in die Augen. Ich schämte mich nicht, sie zu zeigen und noch heute beschleicht mich ein wehmüthiges Gefühl, wenn ich an den greisen Soldaten denke, der jede Minute bereit gewesen wäre, sein Blut, sein Dasein dahinzugeben, hätte er mit seinem Opfer das Leben seiner geliebten Herrin erhalten können.

Ich ruderte mit einer Hast, als wäre ich auf der Flucht vor dem Winde. Pfeilschnell glitt das Boot dahin.

Wir landeten unweit der Stelle, an welcher ich vor wenigen Tagen in der Absicht, die Hexe aufzusuchen, an's Land gestiegen war. Der Greis schien, als ich die Kette an einen Baum befestigte, den lähmenden Einfluß seines Schmerzes gebrochen zu haben, denn als er das Antlitz zu mir erhob, sah ich keine Thräne mehr. Er hatte seine Fassung wieder, — jetzt, im Augenblick der Entscheidung trug er das Haupt stolz erhoben und mit festem Schritt zeigte er mir den Weg durch den Wald, indem

er vorausging. Trotz der Dämmerung, welche in der Waldung herrschte, wußte er sich sogleich zurecht zu finden und es dauerte nicht lange, so wurde wieder der schwache Lichtschimmer sichtbar, den die dichtbelaubten Bäume unseren Blicken für einige Zeit entzogen hatten.

Das Gefühl, welches in meiner Brust wogte und tobte, ist schwer zu beschreiben. Es war ein Gemisch von Neugierde, Theilnahme und ängstlicher Spannung. Bald konnte ich ja das so lange sorgsam bewahrte Geheimniß mit meinen Händen erreichen, ich konnte den Schleier lüften und meine Neugierde, die jedoch in einer wärmeren Theilnahme, als ich selbst es ahnte, wurzelte und deshalb wohl eine Entschuldigung verdient, zu befriedigen. Zu gleicher Zeit aber befiel mich wieder jene Furcht, die ich schon einmal empfunden — in der Stunde, als mir die jetzt, wie der Greis behauptete, mit dem Tode ringende, räthselhafte Frau erschienen war. Ihre Gestalt, ihre vergrämten bleichen Züge tauchten lebhafter als je vor meiner Seele auf, es war mir, als hörte ich sie reden — reden mit der rührenden Stimme, welche mir tief in's Herz gedrungen war, als vernahm ich ihre letzte Bitte, die stille, einsame Klause für immer zu fliehen. Ich kehrte zurück — von ihr selbst gerufen, denn der alte Soldat oder besser „Traugott", wie wir ihn jetzt nennen wollen, hatte mir, während ich mich zur nächtlichen Wanderung rüstete, mitgetheilt, daß seine Herrin gewünscht habe, mich — den jungen Doktor, welcher drüben am andern Ufer in der Mühle seine Wohnung aufgeschlagen habe, — so drückte sich der Greis aus — vor ihrem Tode zu sprechen. Was konnte sie mit mir, dem ihr gänzlich Unbekannten, zu verhandeln haben? Drückte eine schwere Schuld ihre Seele, deren Geständniß sie in meine Brust niederlegen wollte? Hatte sie die Absicht, mir ihren letzten Willen an-

zuvertrauen, mir, dessen Jugend keine großen Erfahrungen voraussetzen ließ? Und war nicht dazu Traugott da, der greise Wächter der stillen Wohnung und ihr bis zum Tode ergebener Diener? Oder verlangte sie Rettung, Heilung von mir?

Diese Gedanken durchkreuzten meinen Kopf, als ich, meinem Gefährten folgend, durch den Wald schritt und mich der Mauer näherte, deren dunkle Umrisse schon in der Ferne sichtbar wurden.

Bald standen wir vor der wohlbekannten Pforte in der Mauer.

„Wir sind am Ziel," sagte der Alte tief aufathmend. — „Gott gebe, daß wir sie noch am Leben finden." —

Er klopfte an die Pforte, während die Hunde, von seinem Zuruf beschwichtigt, ein unterdrücktes Knurren vernehmen ließen.

Bald darauf war der Eingang frei. Eine Frauengestalt in schwarzem Gewande, deren Gesichtszüge ich jedoch bei dem unsicheren Schein der Laterne, welche sie in der Hand trug, nicht zu erkennen vermochte, hatte uns die Pforte geöffnet. Auf Traugott's Frage, welche in zitterndem Tone gethan wurde, antwortete sie mit bewegter Stimme:

„Das Fieber scheint nachgelassen zu haben. Sie ist bei völligem Bewußtsein und erwartet mit Sehnsucht Deine Rückkehr." —

„Vielleicht ist noch Rettung möglich!" sagte der Greis freudig. „Ich würd's nicht ertragen, wenn sie stürbe. Folgen Sie mir, Herr," setzte er, gegen mich gewendet, hinzu, „ich werde Sie führen."

Die Dienerin verschloß die Pforte und lockte die Hunde zu sich, indessen Traugott und ich über den düstern Hofplatz, welcher auf's Haar dem eines Gefängnisses glich, dem Hause zuschritten. Eine breite, hohe Steintreppe, aus einem früheren Jahrhundert stammend und schon ziemlich verwittert, soweit ich das bei dem

Lichtschein, welcher aus dem obern Geschoß des Hauses herabfiel, gewahren konnte, führte zum Hause empor, dessen Thür weit offen stand.

Wir traten in's Haus. Ich bemerkte einen ziemlich geräumigen Flur, in dessen Hintergrund die Treppe nach dem obern Stockwerk führte. Auf einem Tische an der Wand stand eine kleine Lampe.

Ohne ein Wort zu sprechen, ergriff Traugott dieselbe und ging nach der Treppe. Ich folgte. Die Treppe mündete oben in einen engen, aber langen Corridor. Hier trat uns eine zweite, ebenfalls schwarz gekleidete ältliche Dienerin entgegen.

Sie betrachtete mich einen Moment mit merklicher Neugierde. Allem Anscheine nach war es meine Jugend, welcher ich diese Aufmerksamkeit verdankte.

Dann verschwand sie, nachdem sie meinem Begleiter die Lampe abgenommen hatte.

Aber gleich darauf kehrte sie zurück und gab mir ein Zeichen, ihr zu folgen.

Ich trat, von Traugott begleitet, in ein kleines Gemach, dessen Ausstattung mich lebhaft überraschte. Es war hell erleuchtet von einer Lampe, welche hart am Fenster stand.

Als ich mich später orientirte, da wurde mir klar, daß von dieser Lampe der Lichtschimmer ausging, welcher mir so oft den Schlaf geraubt hatte. Das ganze Zimmer war schwarz ausgeschlagen. Sämmtliche Meubles waren schwarz, die Wände entbehrten jedes, das Auge fesselnden, Schmuckes, nur an der einen Wand hing in einem kostbaren Ebenholzrahmen das Brustbild eines jungen Mannes in Uniform, halb verdeckt von einem schwarzen Vorhange. Unter dem Bilde stand ein Bett, dessen blendend

weißes Leinen seltsam contrastirte mit der Trauerfarbe aller übrigen Gegenstände.

Ein heiseres Röcheln drang zu meinem Ohr, als ich mich dem Bett näherte, in welchem die Bewohnerin des Hauses lag. Ich trat langsam herzu und beugte mich über die Kranke, welche mit geschlossenen Augen, wie eine Todte, in den Kissen ruhte. Ich erkannte schon nach wenigen Augenblicken, daß hier menschliche Hülfe vergebens sei.

Der alte Soldat stellte sich am Fuße des Bettes auf. Der furchtbarste Seelenschmerz war in seinem Antlitz zu lesen. Von Zeit zu Zeit preßte er beide Hände gegen seine Brust und blickte die Sterbende mit einem Ausdruck an, in welchem sich starre Verzweiflung malte.

„Herr Doctor," fragte er mich nach einer Weile, während ich ihre Athemzüge belauschte und ihre Pulsschläge zählte, „dürfen wir hoffen?" —

Ich schüttelte den Kopf. Es war mir unmöglich, ein Wort über die Lippen zu bringen. Er neigte das Haupt, als wäre er machtlos, die furchtbare Gewißheit, welche meine Bewegung ausdrückte, zu ertragen. Dann sank er neben dem Bette auf die Kniee nieder und verbarg sein von Thränen überströmtes Antlitz in den Händen.

Plötzlich bewegten sich die Lippen der Sterbenden. Ihre Augen öffneten sich und indem sie versuchte, sich emporzurichten, murmelte sie den Namen „Ferdinand".

Traugott erhob sich mühsam.

„Sie nennt den Namen ihres Sohnes," flüsterte mir die alte Dienerin weinend zu.

„Ferdinand, mein theurer Sohn!" hauchte sie.

Ihre Schwäche gestattete ihr nicht, sich aufzurichten. Schwerathmend sank sie zurück in die Kissen.

Der Greis trat an meine Seite.

„Giebt es keine Hülfe mehr?“ fragte er mit gebrochener Stimme.

Ich gab keine Antwort. Unwillkürlich füllten sich meine Augen mit Thränen.

„Niobe,“ klang es wieder in meinem Innern.

„Reden Sie, ich beschwöre Sie!“ —

Statt der Entgegnung deutete ich auf die Sterbende, deren Antlitz mit einer fahlen Blässe überzogen erschien.

Er neigte sich über sie, indem er ihre abgemagerte Hand erfaßte und krampfhaft an die zitternden Lippen drückte.

Diese Berührung erweckte sie zum Bewußtsein. Ihre Blicke irrten im Zimmer umher und blieben endlich an mir haften. Sie erkannte mich wieder, mich, den sie nur ein einziges Mal gesehen, denn sie winkte mir, näher zu kommen und sagte in kaum verständlichem Tone:

„Ich habe — Sie aufsuchen lassen, — weil Traugott es so wollte. — Der arme Traugott, — ich muß ihn hier zurücklassen; — denn — nicht wahr, — Herr Doctor, — ich werde sterben.“ —

Wo ich Worte hergenommen habe, um ihr den Gedanken an den Tod auszureden, weiß ich nicht, so tief erschüttert war ich. Nur mit Gewalt meine Thränen verbergend, bat ich sie, die Hoffnung noch nicht aufzugeben.

„Ich sterbe gern,“ fuhr sie fort; „hab' ich doch — nichts — mehr — auf der Welt, — was mir das Leben — theuer machen könnte. — Die Meinen sind todt.“ —

„Mater dolorosa,“ sagte ich unwillkürlich.

So leise ich auch gesprochen, sie hatte meine Worte gehört.

„Ja wohl,“ — murmelte sie, — „ich bin eine schmerzensreiche Mutter; — aber auch eine beneidenswerthe. — Traugott,“ setzte sie mit dem letzten Aufwand ihrer Kräfte hinzu, indem sie dem alten Soldaten ihre Hand entzog, welche dieser mit seinen Thränen benetzte, — „mache mir — den Abschied — nicht schwer. — Weine nicht, — ich werde — alle meine Kinder, — ich werde ihn wiedersehen, — dessen Angedenken — ewig leben wird — im deutschen Vaterlande.“ —

Bei diesen Worten erhob sie den Blick zu dem Bilde. Als sie gewahrte, daß der Vorhang es zur Hälfte verhüllte, machte sie eine Bewegung, um die Hülle zu entfernen. Aber ihre Erschöpfung verhinderte sie, ihre Absicht auszuführen. Sie sank auf's Neue zurück und schloß die Augen, indem sie den Namen „Ferdinand“ wiederholte.

Einen Augenblick später hatte Traugott die Hülle entfernt. Ein rosiger Schimmer flog über ihr todtblasses Angesicht, als sie wieder emporsah. Mit erklärlicher Spannung folgte ich ihrem Blick. Es war ein herrliches Jünglingsantlitz, welches sich mir im Bilde darstellte. Männliche Kraft und hoher Geistesadel thronten auf der freien, edlen Stirn. Ich hatte dieses Antlitz schon gesehen, aber ich konnte mich nicht entsinnen, wo und wann dies geschehen sei. Wie ich schon einmal bemerkte, war es ein Brustbild, und wie ich später erfuhr, die Schöpfung eines bedeutenden Malers.

„Es ist das Bild — meines Sohnes,“ — hauchte die Sterbende, indem sie die Arme ausstreckte, als wollte sie es zu sich herabziehen, — „so war er, — als er — hinaus zog in's

Feld — gegen die französischen — Eroberer. Ich bin stolz — darauf, — einen solchen Sohn — unter dem Herzen getragen — zu haben, — der selbst noch — im Tode — ein Held war!" —

Mit fast übernatürlicher Kraft hatte sie sich im Bett aufgerichtet. Ihre Augen hafteten mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit an dem Bilde.

„Ferdinand, — ich komme," — murmelte sie zusammensinkend, indem ein Lächeln der Verklärung auf ihren bleichen entstellten Zügen erschien.

Ihre Athemzüge wurden schwächer und schon glaubte ich, daß sie überwunden habe, als sie noch einmal die Augen öffnete.

„Traugott — treuer Gefährte in Freud' und Leid," — sprach sie, „lege — mein Vermächtniß — in die Hände — des Königs, — es sei Deine — heiligste Pflicht, — bis zum letzten Augenblick — Deines Lebens — dafür zu streben, — daß Ferdinand's — Leiche — neben der meinigen — im Schatten — dieses Waldes gebettet werde. Der König wird — meine letzte Bitte erfüllen — und den Sohn — mit der Mutter — im Tode vereinigen." —

Ihre erhobenen Hände sanken kraftlos auf die Kissen nieder.

„Traugott," — fuhr sie fort, „ich fühle es, — daß nur noch wenige — Minuten mir gehören. — Die letzte Bestimmung, — welche ich getroffen, — wirst Du — unter meinen Papieren — finden. — Dein Leben — und die Zukunft — der beiden — treuen Seelen, — welche mir — in diese Einsamkeit gefolgt, — sind gesichert."

Ihr Auge begegnete dem meinen, welches mit inniger Theilnahme auf ihr Antlitz gerichtet war.

„Haben Sie Dank, — Herr Doctor," — setzte sie hinzu,

„für Ihre Bereitwilligkeit, — mir zu helfen. — Die Mutter Ferdinand's von Schill — segnet Sie dafür.“ —

Wenige Augenblicke später und die Mutter des Helden von Stralsund hatte vollendet.

* *
*

Tief erschüttert nahm ich Abschied von der Entseelten, welche die Trauer um ihren Sohn und der Kummer über den Undank des deutschen Volkes, welches seinem Helden nicht einmal eine Ruhestätte in deutscher Erde vergönnt, hinweggetrieben hatte aus ihrer Heimath. Hier, in der einsamen Waldung, wo Niemand sie kannte, hatte sie nur dem Andenken ihres Sohnes gelebt und fast jede Nacht schlaflos und in Thränen vor seinem Bilde zugebracht.

Es bleibt mir nur noch übrig, zu erzählen, daß Traugott mich nach Bamberg begleitete und sich von dort nach Berlin begab, wo er, dem letzten Willen seiner Herrin gemäß, ihr Vermächtniß in die Hände Friedrich Wilhelm's III. legte.

Daß ihre letzte Bitte keine Erfüllung gefunden, ist bekannt. Der Körper des jungen Helden ruht in Stralsund, während sein in Weingeist aufbewahrtes Haupt bis vor kurzer Zeit die Zierde eines Privatmuseums in Leyden bildete. *)

Traugott kehrte in's Fichtelgebirge zurück und setzte in dem Häuschen, in welchem Schill's Mutter gestorben war, das Leben eines Einsiedlers fort. Die beiden alten Dienerinnen theilten seine Zurückgezogenheit. Er überlebte beide. Von Vincenz, welcher nach dem Tode seines Vaters die Mühle übernommen hatte, erhielt ich seinen Scheidegruß.

---

*) Erst vor einigen Jahren sind Schill's Kopf und Körper wieder vereinigt worden. Anm. d. V.

Seitdem ist das Häuschen im Walde verfallen. Als ich vor etwa zehn Jahren zum zweiten Male in jene Gegend kam, fand ich eine Ruine wieder und neben derselben unter dem Schatten einer breitästigen Buche das einfache steinerne Kreuz, welches die Stätte bezeichnete, wo die Mutter des deutschen Helden schlummerte. Seinem mir gegebenen Versprechen gemäß, hatte Vincenz ihren Grabhügel gepflegt, und noch heute schmücken seine Kinder an ihrem und an ihres Sohnes Todestage das Steinkreuz mit Blumen. Der Irrglaube an die schwarze Kunst der Geschiedenen ist verschwunden, und nur hier und da erzählt noch ein eisgraues Mütterchen ihren begierig aufhorchenden Enkeln von der Hexe des Fichtelgebirges."

Hier schloß mein alter Freund seine Erzählung, indem er mit der Hand die Thränen entfernte, welche, hellblinkend, in seinen grauen Bart gerollt waren. Aufstehend und mir die Hand reichend, setzte er hinzu:

„Ehre ihrem Gedächtniß, sie war eine jener Frauen, welche höher geehrt zu werden verdienen, als eine Jeanne d'Arc. Sie war eines Sohnes wie Ferdinand von Schill würdig." —

Waldteufel.

I.

Mit der nördlich laufenden Bergkette des Fichtelgebirges, deren höchster Punkt der Schneeberg ist, fast im rechten Winkel zusammenstoßend, zieht sich ein etwa drei Stunden langer, Anfangs sehr breiter, dann in eine Spitze endender Bergrücken von Westen nach Osten herab, dessen nördliches Thal der kleine Röslafluß, das südliche in der unteren Hälfte der Zwenderbach durchströmt. Auf diesem Bergrücken erhebt sich, am westlichen Fuße beginnend, wieder eine Gruppe von zusammenhängenden Bergen, die zum Theil hinter einander geschoben erscheinen. Der östlichste von ihnen, die Luisenburg genannt, ist auch der größte. Er zieht sich, auf dem Rücken durch mehrere Einschnitte vertieft, von Südwesten nach Nordosten herüber. Bis auf einen kleinen, von Bäumen entblößten Flecken, unten mit Föhren, weiter hinauf mit Fichten und Tannen bewachsen, verspricht er, ein Bild des bescheidenen Talentes, nichts Besonderes, keine jener malerischen Naturschönheiten, an welchen das Fichtelgebirge so unendlich reich ist, überrascht aber eben deshalb noch mehr durch die Wunder, die im Dunkel des Waldes der Kamm, besonders aber der nordöstliche Rand der Nordwestseite verbirgt. Er bildet ein drei- bis viertausend Schritte breites

und gegen zweitausend Fuß langes Felsenlabyrinth, das in drei Absätzen hoch emporsteigt. Ungeheure Granitmassen, verschieden geformt, oft mit Bäumen in den kühnsten Stellungen besetzt, sind bald hoch auf einander gethürmt, bald wild durch einander geworfen, bald scheinbar lose an einander gelehnt und bilden steile Wände, enge Schluchten, tiefe Grotten, dunkle Gänge und von allen Seiten eingeschlossene Klüfte. Mitten in diesem Chaos steht die Ruine der alten Luchsburg. In der vor uns liegenden Chronik finden wir neben dem Namen „Luchsburg" auch „Lugsburg", welches wahrscheinlich von dem Worte lugen, d. h. schauen, herstammend, eine Schauburg bezeichnen soll, weil man von hier aus die Gegend weit umher überschauen kann. Endlich kommt auch die Bezeichnung „Loosburg" vor, von dem Loos oder Zeichen, welches man auf dieser Burg den benachbarten Schlössern bei Raubzügen, die man gemeinschaftlich unternehmen wollte, gegeben haben soll. Das Hauptgebäude ruhte auf fünf Felsen, die, dicht zusammengefügt, eine sich weit hinaus erstreckende Fläche bilden. Vor dieser Fläche ist gegen das obere Ende eine breite und tiefe Schlucht, durch eine querüberlaufende Mauer, von welcher man gegenwärtig noch ein kleines Stück wahrnimmt, verschlossen; sie war wahrscheinlich einst überwölbt und diente zum Keller des Schlosses. Nicht weit davon ist eine andere Vertiefung, wo, aller Wahrscheinlichkeit nach, die Schloßküche war, da man viel Asche in derselben antraf. Auf der Südostseite, außerhalb des Schlosses, wo sonst das Hauptthor war, ist eine kleine Oeffnung, mit einem breiten Stein bedeckt, über welche die Mauer wegging. Dieser Mauerrest, der hier die Felsen verbindet, ist die Fortsetzung eines Eckstücks, auf dem mehrere kleine Fichten und eine stark bemoos'te Tanne grünen. In früheren Zeiten waren noch bei weitem mehr Trümmer, unter anderen ein guterhaltener gothischer Thorbogen und viele Mauer-

stücke mit Schießscharten zu sehen; allein man verwendete die schon behauenen Steine bei der Erbauung der Kirche in Breitenbrunn, einem nahe gelegenen Dorfe, in welchem unsere Erzählung zum Theil ihren Schauplatz findet. Wann die Burg erbaut worden, kann nicht mit Sicherheit bestimmt werden. Nach der Chronik ist es schon 854 geschehen. Zu einer Zeit übrigens, wo das Pulver noch nicht erfunden war und bei einer Lage, die sie von allen Seiten unzugänglich und ihre Vertheidigung äußerst leicht machte, war sie unbezwinglich. Die Besitzer der Burg gehörten zu jenen Rittern, „die vom Stegreif lebten". In Verbindung mit den Herren von Boxburg und Voigtsberg in Wunsiedel, mit denen sie verwandt waren, und den Rittern anderer benachbarten Schlösser, deren man zwölf in der Umgegend zählte, oder auch allein, unternahmen sie viele Raubzüge, plünderten Reisende und schleppten sie als Gefangene hinweg, um von ihnen noch ein starkes Lösegeld zu erpressen. Einst hatten sie ausgekundschaftet, daß ein Ritter aus Mittelfranken, Wilhelm von Streitberg, dessen Stammschloß oberhalb Bamberg lag, seine reiche Braut, die Tochter des böhmischen Grafen von Liebenstein, von einem nicht weit von Eger belegenen Schlosse abholen wollte. Diesem lauerten sie auf dem Rückwege auf und zwischen Bernstein und Rauhensteig, in einer waldigen Gegend, wurde er überfallen und trotz seines und seines starken Gefolges tapferer Gegenwehr überwältigt. Seine Braut wurde nebst der reichen Mitgift nach der Luchsburg gebracht. Der Bräutigam entkam. Sein Bruder, Kuno von Streitberg, und einer seiner Vasallen schleppten sich, schwer verwundet, nach Wunsiedel und suchten, als sie gewahrten, daß sie sich dem Raubschlosse genähert hatten, anstatt sich von demselben zu entfernen, Schutz bei dem Priester der Katharinen-Kapelle. Da sie sich aber ihrem Ende nahe fühlten, so stifteten sie eine ewige Messe bei jener Kapelle, welche immer am Tage

ihres Todes gehalten werden sollte. Als man im Jahre 1811 in jener Gegend grub, fand man zwei Skelette und ein langes Schwert. Vergeblich suchte unterdessen der Ritter von Streitberg die Herausgabe seiner Braut mit List oder Gewalt zu bewirken. Die Räuber lachten seiner ohnmächtigen Versuche und verlangten entweder ein hohes Lösegeld oder Abtretung einiger Güter, welche der Ritter in der Nachbarschaft besaß. Glücklicher war die Gefangene selbst; es gelang ihr während ihrer Haft, den Kerkermeister, der aus der Gegend von Liebenstein war, zu gewinnen. Er gab ihrem Vater von ihrem Schicksal Nachricht und traf mit ihm Verabredung zu ihrer Befreiung. Der Graf von Liebenstein suchte Beistand bei dem Rathe der Stadt Eger, die schon mehrere Raubschlösser in der Umgegend zerstört hatte und nur auf eine Gelegenheit wartete, dasselbe Schicksal auch der Luchsburg zu bereiten. Als man daher durch den Gefangenwärter erfahren, daß die Raubritter zu einem fernen Unternehmen ausgezogen seien, verbarg man eine bedeutende Mannschaft am Fuße des Berges im Walde und schickte eine Anzahl Reisige, welche man mit ähnlichen Rüstungen versehen hatte, wie sie die Reisigen des Ritters von der Luchsburg trugen, vor das Schloß. Die Wächter öffneten ihnen, durch die Aehnlichkeit getäuscht, das Thor; da wurden die wenigen Zurückgelassenen schnell niedergemacht, die übrigen Truppen herbeigerufen und die Gefangene befreit. Nach der einen Chronik soll man nun die Rückkehr der Ritter erwartet, die unbesorgt Einziehenden ohne Mühe getödtet und darauf das Schloß zerstört haben; nach einer andern Chronik aber ist dies sogleich nach der Einnahme geschehen und die Ritter sollen, als sie bei ihrer Zurückkunft ihre Burg zerstört fanden, Zuflucht bei ihren Verwandten in Wunsiedel gesucht haben. Diese Chronik erzählt weiter: „Da aber diese selbst in sehr mißliche Umstände

kamen, weil sie sich nicht mehr auf die gewohnte Weise ernähren konnten und nach und nach alle ihre Besitzungen verkaufen mußten, so ist das ganze Geschlecht in die Gegend von Nürnberg gezogen und hat ländliche und bürgerliche Gewerbe ergriffen.“

Daß die Luchsburg durch den Rath der Stadt Eger zerstört worden, unterliegt keinem Zweifel, wann es aber geschehen, ist nicht auszumitteln, doch ist es wahrscheinlich, daß das Ende des dreizehnten Jahrhunderts auch das dieser Burg herbeigeführt, oder daß sie höchstens noch den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts erlebt habe. „Im Keller unter einer Stufe befindet sich,“ so erzählt die Volkssage, „der große Schatz der Räuber vergraben, bestehend in Gold, Silber und Edelgeschmeide, in einem, eine Elle hohen und breiten kupfernen Kessel voll gemünzter Gulden. Auf demselben steht ein kupfernes Gefäß, darinnen ist eine Krone von Gold und dabei schöne Kleinodien und Edelgesteine. Der Schatz kann nur durch ein Mägdlein, welches schwarze Kleider trägt, klein und verwachsen ist, gehoben werden. Dieser Schatz wartet noch des Glücklichen, denn mehrere Bergleute, die einst danach gruben, konnten, ungeachtet ihrer eifrigsten Bemühungen, seiner nicht habhaft werden.“

Auf der südwestlichen Seite des Burgraumes ragt ein großer, einst durch eine Mauer mit der Burg verbundener Fels empor. Zu seinen Füßen dehnt sich eine auf drei Seiten von mächtigen Granitblöcken eingeschlossene Schlucht aus. Durch eine Felsspalte, so eng, daß man Mühe hat, den Körper hindurchzupressen, gelangt man in die Schlucht. Auf der vierten Seite versperrt ein, auf den ersten Blick unergründlich tiefer Abgrund, der sich plötzlich zu den Füßen des arglosen Wanderers öffnet, den Weg. Niedriges Gesträuch verbirgt ihn dem Auge so lange, bis man nahe davor steht. Wehe dem Wandersmann, der achtlos auf

dieses Gestrüpp zuschreitet; die nächste Minute findet seine zerschmetterte Leiche auf dem zackigen Felsboden des Abgrundes. Im Volksmunde heißt die schwarze Höhle, die schon zahlreiche Opfer gefordert, das Franzosenloch. Ein Ereigniß aus der Zeit der deutschen Befreiungskriege, für alle Zeiten werth, in den Annalen der Geschichte unseres Vaterlandes einen Platz zu finden, hat diesem Abgrund den soeben erwähnten Namen gegeben. Dieses Ereigniß bildet den Mittelpunkt unserer Erzählung.

II.

„Das heilige römische Reich hat aufgehört!" rief der Sohn des Advokaten von Ajaccio. Niemand wagte ihm zu widersprechen. Es war dies am 1. August des Jahres 1806. Das bezwungene Deutschland beugte den Nacken vor dem Herrscherspruch des siegreichen Corsen, welcher der erstaunten Welt zeigte, daß er, nachdem er die französische Kaiserkrone zu erringen verstanden, diese auch zu behaupten wußte. Schon am 6. August legte Kaiser Franz II. die deutsche Kaiserkrone nieder. Seine Erklärung, welche die Verzichtleistung auf dieses Erbtheil seiner kaiserlichen Ahnen begleitete, war rührend und voll Schmerz und Würde. Der letzte deutsche Kaiser hatte seiner großen Vorfahren nicht unwürdig gekämpft und jedes Opfer gebracht, er fast allein, um Deutschlands Ehre zu retten. Aber vom größten Theile der Deutschen verlassen, blieb ihm nichts Anderes übrig, als der Gewalt zu weichen und die Krone niederzulegen. Nicht Napoleon zerbrach die Majestät des alten deutschen Reiches, Deutsche waren es, welche die Fahne Karl's des Großen, des größten Helden im ersten Jahrtausend der Christenheit, dem fränkischen Eroberer in die Hand gaben und sich vor ihm in den Staub warfen; — es war der Rheinbund, der

diese That vollbrachte und sich bezahlt machte durch die Trümmer, die er von dem Sieger als Judaslohn erhielt. So auch Bayern. Es wurde zum Königreich erhoben und Napoleon gab dem neuen Könige, um ihn durch Dankbarkeit zu verpflichten, den besten Theil der Siegesbeute, die Markgrafschaften Ansbach und Bayreuth, welche vordem preußisch gewesen waren und sich durch Hardenberg's treffliche Verwaltung sichtlich erholt hatten von den Mißhandlungen und Erpressungen des verschwenderischen Markgrafen Alexander von Brandenburg.

Preußen wurde auf diese Weise durch gewaltthätige Willkür reicher und gesegneter Länderstrecken und eines Lieblingsaufenthaltes seiner unvergeßlichen Königin Luise beraubt, welche noch ein Jahr vorher hier geweilt, deren glänzendes Auge noch so kurze Zeit vorher von der Luisenburg nach den blauen Kuppen des Fichtelgebirges hinübergeschweift.

Wenige Wochen nach der gewaltsamen, widerrechtlichen Lostrennung der Markgrafschaften von Preußen beginnt unsere Erzählung.

Eine Büchsenschußweite vom Dorfe Breitenbrunn, welches am Fuße der Luisenburg liegt, stand ein Wirthshaus. Ein Blechschild, welches den König Gambrinus, auf hohem Fasse sitzend, die Krone auf dem Haupte und als Scepter einen mit Hopfenblüthen umwundenen Stab in der Hand, darstellte, lud die durstigen Seelen zur Einkehr.

„Noch einen kühlen Trunk des herrlichen Bieres!“ riefen die bairischen Jäger und Grenzwächter, wenn sie auf dem Wege nach der Grenze hier vorüberkamen, „und dann hinaus in die Berge. Wer weiß, ob wir heute nicht den letzten Krug vaterländischen Gebräu's hinunterschlürfen!“

Mancher von ihnen kehrte nicht wieder heim aus dem Labyrinth der Felsschluchten und Klüfte. Mitten in dem bergigen Revier traf ihn die Kugel des verwegenen Schmugglers, der über den Kamm des Fichtelgebirges verbotene böhmische Waaren ins Land paschte, oder der Schuß des kühnen Wilderers, der in den dunkeln Hochwäldern sein gefährliches Handwerk trieb, streckte ihn nieder. Allerdings waren unter den Erschossenen viele Fremde, die der Franzose ins Land gebracht hatte und als Douaniers zu seinem Vortheil verwandte, da sie neben ihrem Amte, die Grenze vor den Schmugglern zu hüten, auch die Verpflichtung hatten, zu spioniren und, sobald sie nur das Geringste erspäht, darüber nach Bayreuth zu berichten. Hier befand sich ein aus Franzosen und Baiern zusammengesetztes Militairgericht, welches eine Art Dictatur auf die Markgrafschaft ausübte und mit den Schrecken einer Militairherrschaft alle diejenigen bedrohte, welche es sich einfallen ließen, gegen den Willen des fränkischen Kaisers die preußische Krone als die rechtmäßige Herrscherin des Landes zu betrachten.

Jenem eingewanderten Volk war sein schimpfliches Gewerbe nicht so hoch anzuschlagen, war es doch fremd. Aber unter den Grenzwächtern befanden sich auch Deutsche, Bayreuther Landeskinder, die es vorgezogen hatten, dem fremden Herren zu dienen, anstatt, ehrlich kämpfend, in den Reihen ihrer deutscher Brüder zu stehen, oder die Heimath zu verlassen und außer Landes der Wiedergeburt Deutschlands mit heißer Sehnsucht entgegenzuharren. Und diese ehrvergessenen Deutschen — mit Beschämung müssen wir es niederschreiben — waren die eifrigsten Spione im Dienste der Franzosen. Familienglück war ihnen ein Dorn im Auge, überall drängten sie sich ein und ihr fluchwürdiger Verrath lieferte dem Despotismus der Eroberer zahlreiche Opfer.

Fiel ein solcher Spion von der Hand eines Schmugglers oder

Wilderers, was häufig geschah und, seltsam genug, fast immer im Umkreise des Dorfes Breitenbrunn, da, wo ein Arm des Rösla-Flusses die auf beiden Seiten von steilen Felsmassen eingeschlossene Straße theilt, so begegnete man überall leuchtenden Blicken, und die Worte: „Ihm ist recht geschehen," gingen verstohlen von Mund zu Munde.

Das vorhin bezeichnete Wirthshaus am Eingange des Dorfes hatte schon manchen „stillen Mann" beherbergt. Mit wenigen Ausnahmen waren es deutsche Grenzjäger gewesen, welche man, mit zerschmettertem Haupte oder die Todeskugel im verrätherischen Herzen, auf jener Bergstraße gefunden und hierhergeschafft hatte, um sie auf dem Friedhofe des Dorfes zu begraben. Vergebens waren alle Nachforschungen nach den Thätern, ein geheimnißvolles Dunkel verhüllte ihre Spuren. Es wurden aber auch die Untersuchungen, welche jedem dieser Dramen folgten, von Seiten der französischen Militair-Präfectur höchst nachlässig geführt, denn was galt in jener Zeit ein Menschenleben. Die erschossenen Grenzjäger wurden begraben und neue, der aufgezwungenen Regierung ergebene Individuen mit ihren Stellen belohnt.

Bis zu dem Tage, an welchem unsere Erzählung beginnt, waren zweiundzwanzig Douaniers den geheimnißvollen Schützen — oder wie es im Volksmunde hieß — dem „Waldteufel" zum Opfer gefallen. Wer dieser Schmuggler oder Wilderer war, den man mit diesem ungeheuerlichen Namen bezeichnete, wußte so recht eigentlich Niemand in der Gegend — oder besser, Keiner gab sich den Anschein, ihn zu kennen. Es gab Manche unter den Landbewohnern, die ihm begegnet sein wollten, aber ihre Aussagen in Betreff seiner äußeren Erscheinung wichen, sobald dieselben vor dem Präfecten in Bayreuth verglichen wurden, so sehr von einander ab, daß auch nicht die geringste Spur aufzufinden war,

welche zu seiner Ergreifung hätte führen können. Es kam daher auch bald so weit, daß man in Bayreuth die wirkliche Existenz dieses gefährlichen Wilderers in Frage stellte und den Tod der Grenzjäger einer aus zahlreichen Mitgliedern bestehenden, über das ganze Fichtelgebirge verbreiteten Schmugglerbande Schuld gab.

Um dieser Bande ein für allemal das Handwerk zu legen, oder falls dies nicht völlig gelingen sollte, sie doch aus der Umgegend von Breitenbrunn zu verjagen, hatte der Militairpräfect in Bayreuth am 10. August eine Compagnie Gensd'armen und sämmtliche, in diesem Bezirk postirte Douaniers aufgeboten. Von Breitenbrunn aus rückte das unter dem Befehle des Obersten Mercier stehende Streifcorps in die Berge und theilte sich im Angesichte der Luisenburg in drei Abtheilungen, um auf drei verschiedenen Wegen Schönlind und von hier aus die böhmische Grenze zu erreichen. Nach acht Tagen sollte ihre Rückkehr erfolgen, und hoffte der Präfect sodann seinen Zweck erfüllt zu haben.

Aber schon am 15. August kehrte Oberst Mercier mit seinem Streifcorps zurück. Statt der verwegenen Schmuggler führte er drei österreichische Soldaten, die ihm auf dem Wege nach Eger in die Hände gerathen waren, und einen französischen Deserteur, den man in einer Höhle versteckt gefunden, als Gefangene mit sich. Den Paschern war ohne Zweifel der Anschlag verrathen worden, alle ihre Schlupfwinkel hatten die Franzosen leer gefunden, und sowohl im Dorfe Schönlind, wie in den Grenzdörfern, welche als die Waarenspeicher der Schmuggler bezeichnet worden, waren die Nachforschungen erfolglos gewesen.

Die gefangenen Oesterreicher wurden im Bayreuther Militairgefängnisse untergebracht und der Deserteur erschossen.

Wenige Tage später — es war an einem Sonntagnachmittage — ließ Oberst Mercier, welcher in Begleitung seines Adju-

tanten, des Elsässers Kellermann, eines Neffen des Generals Kellermann, am Morgen desselben Tages von Bayreuth gekommen war, den Vorsteher von Breitenbrunn und die drei Dorfältesten zu sich in das schon mehrfach von uns erwähnte Wirthshaus bescheiden. Er befahl ihnen, aus den waffenfähigen Bauerssöhnen, welche die Aushebung zum activen Dienst im französisch-baierischen Heere in diesem Jahre verschont hatte, eine Sicherheitswache zu bilden und mit dieser von Zeit zu Zeit die Douaniers zu verstärken, welche die Grenze bewachten. Vergebens berief sich der greise Vorsteher auf die Gerechtsame der Gemeinde, welche Friedrich Wilhelm III. ein Jahr vorher noch in eigener Person bestätigt hatte, Mercier ließ ihn kaum zu Worte kommen.

„Ihr seid nicht preußisch mehr, sondern französisch," rief er drohend. „Es bleibt bei dem, was ich befohlen habe. Kein Wort weiter, oder ich lasse Breitenbrunn in Flammen aufgehen!" —

Eingeschüchtert verließ der Dorfvorsteher mit seinen Begleitern das Zimmer des Obersten, um sogleich die Gemeinde zusammenzurufen und derselben den Befehl und die Drohung des Franzosen mitzutheilen.

Sie standen im Begriff, das Haus zu verlassen, um in's Dorf hinabzugehen, als ein verworrenes Geschrei in der Ferne sie daran verhinderte.

Ein dichtgedrängter Menschenknäuel wälzte sich von dem Waldwege her, welcher in die Berge führte, auf das Wirthshaus zu, in dessen Thür sie stehen geblieben waren.

Vor dem Hause angelangt, stob der Schwarm aus einander und den Augen der erschreckten Dorfvorsteher, denen sich Oberst Mercier und sein Adjutant, durch das Geschrei aufmerksam ge-

worden, zugesellt hatten, zeigte sich auf einer aus Baumästen und Zweigen hergerichteten Tragbahre die Leiche eines Douaniers.

Mit bleichem Antlitz, die Lippen fest auf einander gepreßt, und Entsetzen im Blick stürzte der Oberst durch die scheu zurückweichende Menge auf die Bahre zu.

Der Douanier war durch die Brust geschossen. Seine noch jugendlichen Züge zeigten keine Spur von Verzerrung — ein Beweis, daß die Kugel das Herz getroffen und den augenblicklichen Tod zur Folge gehabt hatte.

Mit keuchendem Athem, die Hände geballt, starrte der Oberst in die gebrochenen Augen des Todten, dessen Uniform einen höher im Range stehenden Douanier verrieth.

Das Geschrei war verstummt, eine lautlose Stille herrschte. Keiner der Umstehenden wagte das Schweigen zu brechen. Mit angehaltenem Athem harrten sie auf die Entwicklung des vor ihren Blicken aufgeführten Trauerspiels.

„Capitain Francarville,“ murmelte der Oberst nach langer Pause. Dann erhob er den Kopf. Seine Augen irrten im Kreise umher, Tod und Verderben sprühten aus seinen Blicken.

„Wer hat ihn erschossen?“ schrie er mit dumpfer Stimme und seine Hand griff nach dem Degen.

Niemand antwortete.

„Wo habt Ihr die Leiche gefunden?“ fuhr der Adjutant fort, als Mercier schwieg und sich über die Leiche des Capitains neigte, als wollte er den Todten fragen, wer ihn erschossen habe.

„Auf dem Wege nach Schönlind, da, wo sich die Hussitenmauer erhebt.“ ließ sich ein Bauer aus Breitenbrunn vernehmen. „Franz Henze, Konrad Braun, deren Weiber und ich fanden den leblosen Körper des Capitains am Fuße der Mauer. Seine Kugelbüchse lag neben ihm. Das ist Alles, was ich sagen kann.“ —

„Weiß Niemand von Euch bessere Auskunft zu geben?“ rief der französische Offizier, nachdem er die Namen der drei Bauern aufgezeichnet und verschiedene Kreuz- und Querfragen an sie gerichtet, die aber auch keine bessere Folge hatten, als eine genauere Beschreibung des Ortes, an welchem sie die Leiche gefunden.

„Ich weiß mehr zu sagen,“ antwortete eine klare, scharfe Stimme. Sie kam aus dem äußersten Kreise der Bauern.

Im nächsten Augenblick stoben die Umstehenden aus einander und eine hohe kräftige Gestalt tauchte aus der Menge vor dem jungen Offizier auf.

„Veit Unstätten!“ tönte es dumpf von Mund zu Munde und Alle wichen, wie von einem panischen Schrecken erfaßt, zur Seite.

Der französische Offizier verstand das Gemurmel der Bauern nicht, er betrachtete mit Aufmerksamkeit die ihm fremde Erscheinung, welche eine so plötzliche, ihm unerklärliche Bewegung unter der Menge verursacht hatte. Der neue Ankömmling, dessen hohe Gestalt den jungen Franzosen fast um eine Kopflänge überragte, schien den Schrecken, den sein unerwartetes Erscheinen veranlaßte, wie eine ihm gebührende Huldigung zu betrachten. Mit stolz erhobenem Haupte und einem Lächeln verächtlicher Geringschätzung auf den Lippen, schritt er auf die Bahre zu, an deren Seite der Offizier stand. Er mochte in der Mitte der dreißiger Jahre stehen. Bleiche, aber feste Züge, eine von tiefen Falten durchzogene hohe Stirn, zur Hälfte von einem schwarzen Filzhut mit breitem Rande bedeckt, kurze dunkle Haare, eine kühngebogene Nase, schmale Lippen, ein starker Bart von etwas hellerer Färbung als das Hauptthaar, tief zurückliegende Augen, in denen, neben Schlauheit, ein sogleich bemerkbarer Ausdruck scharfausgeprägter

Willenskraft lag, starke struppige Brauen, die, beinahe bis an die Schläfen reichend, in fast vollkommen schräger Richtung bis fast an die Nasenwurzel hinuntergingen, eine breite Narbe, welche die Stirn durchschnitt und sich unter dem Kopfhaare verlor; so war das Antlitz des Mannes beschaffen, welcher für die Bauern der Gegenstand der Furcht und des Grauens, für den französischen Offizier aber derjenige der Neugierde und des Erstaunens war.

„Wer bist Du?“ fragte der Franzose in einem Tone, in welchem sich seine Neugierde deutlich kund that.

„Sie kennen mich nicht?“ entgegnete der Gefragte, dessen Stimme mit seinem kraftvollen selbstbewußten Auftreten in seltsamer Weise harmonirte.

„Nein.“

„Ich heiße .... Veit Unstätten.“

Er nannte seinen Namen mit so lauter Stimme, daß er von keinem Zeugen dieses Dramas ungehört blieb.

Oberst Mercier hatte bisher kein Zeichen der Theilnahme an dem Verhöre, welches sein Adjutant mit den Bauern angestellt, kundgegeben, jetzt aber, als der Name „Unstätten“ an sein Ohr schlug, wandte er den Blick von der Leiche des Erschossenen, der ihm ein langjähriger Freund und Kriegskamerad gewesen war, auf den Mann, der seinen Namen so kühn und stolz nannte, als wäre derselbe ein hochberühmter und als knüpfte sich daran irgend ein welterschütterndes Ereigniß.

Die bisher düstere Miene des Obersten veränderte sich wie mit einem Schlage, als sein Auge die ihm wohlbekannte Gestalt traf.

„Kannst Du Auskunft geben über den Mörder des Capitains?“ rief er hastig, indem sich seine Züge belebten und sein Blick mit dem Ausdruck gespannter Erwartung an Veit's Lippen haftete.

Der Angeredete lüftete seinen Hut und näherte sich dem Obersten.

„Ich bin auf seiner Spur," murmelte er, nur Mercier verständlich. „Ich habe mit Ihnen zu reden, aber ohne Zeugen," fuhr er ebenso leise fort.

Der Obrist gab sogleich Befehl, die Leiche in's Haus zu tragen und folgte derselben in Veit's Begleitung. Adjutant Kellermann ließ sein Pferd satteln und sprengte hinunter nach Bayreuth, um auf der Präfectur den Tod des Capitains Francarville zu melden und Verhaltungsmaßregeln einzuholen, ob man die Leiche nach Bayreuth schaffen oder auf dem Friedhofe von Breitenbrunn bestatten sollte. Der Erschossene war der erste Offizier aller in der dortigen Gegend postirten Douaniers gewesen und seine Stelle mußte rasch wieder besetzt werden, wenn man verhüten wollte, daß die Schmugglerbanden wieder auf's Neue festes Terrain auf dieser Seite des Fichtelgebirges gewönnen.

III.

Wir verlegen den Schauplatz unserer Erzählung für einige Zeit nach Wunsiedel. Jean Paul sagt von seiner Vaterstadt: „Ich bin gern in Dir geboren, Du kleine, aber lichte Stadt. — Ich bin gern in Dir geboren, Städtchen am langen, hohen Gebirge, dessen Gipfel wie Adlerhäupter zu uns niedersehen. Deinen Bergthron hast Du verschönert durch die Bergstufen zu ihm und Deine Heilquelle giebt die Kraft nicht Dir — sondern dem Kranken, hinaufzusteigen zum Thronhimmel über sich und zum Beherrschen der weiten Dörfer- und Länderebene.“ Dem Leser wird es gewiß nicht unwillkommen sein, wenn wir dem Geburtsstädtchen eines unserer größten Dichter, der die deutschen Frauen so hoch verehrte und ihnen in seinen Schriften so herrliche Denkmale aufbaute, eine kurze Beschreibung widmen.

Wunsiedel liegt ungefähr eine Stunde von der Luisenburg entfernt und gegen Norden und Süden von Bergen eingeschlossen. Die Stadt steigt aus einer ziemlich breiten Niederung empor und senkt sich bis zu dem nördlichen Ufer des Röslaflusses herab, über welchem auch einige Häuser stehen, die, an einen ziemlich steilen Berg gelehnt, nebst dem übrigen Theile der Stadt, das ganze

Thal scheinbar sperren. Zu der Zeit, in welcher die Franzosen in Deutschland haus'ten, enthielt Wunsiedel circa 3000 Einwohner. Die Häuser der Stadt sind unregelmäßig gebaut, wie fast in allen Gebirgsstädten. Da die Mauer, welche Wunsiedel umgiebt, (In neuerer Zeit ist der größere Theil derselben abgetragen und der Graben, welcher sich vor derselben befand, ausgefüllt worden. Bei unserer Anwesenheit im Jahre 1860 war nur noch wenig davon zu sehen.) sowie auch viele Häuser aus Kalkstein erbaut waren, so ist Wunsiedel „vor anderen die Stadt mit marmelsteinernen Mauern und Thürmen von Alters her" genannt worden. Sie, die einstige Hauptstadt eines Bezirks, welcher die Sechsämter hieß, verdankt ihre Entstehung einigen Zinnseifenwerken, deren Bearbeiter ihre Wohnung hier aufschlugen und einem Schlosse auf dem Bocksberg, wovon heute noch Spuren vorhanden sind. Die Besitzer desselben hießen Bock, in der Mehrzahl auch Böckler, das ihnen zugehörige Gebiet das Böckler Ländchen oder in der Böckler Art. (Art oder Hart soviel als Wald). Das Schloß, welches sie erbauten, hieß die Bocksburg, der kleine Hügel, auf welchem es stand, der Bocksberg. Hiernach nannten sie sich die Herren von Bocksberg, oder nach dem Namen des Ortes: von Wunsiedel. Obwohl Reichsvasallen, nährten sie sich dennoch vom Stegreif und vor dem Namen „in der Böckler Art" trugen die Nürnberger Kaufleute gewaltige Scheu, wenn sie auf dem Wege nach Leipzig oder Braunschweig hier vorüberzogen, wie man denn auch in einem Thurme der Burg, welcher vermuthlich zum Verließ diente, bei der Zerstörung eine Menge menschlicher Gebeine fand. Um den Räubereien der Böckler Einhalt zu thun, wurde 1282 dem Burggrafen von Nürnberg, Friedrich von Zollern, vom Kaiser Rudolf I., seinem Schwager, dem er gute Dienste geleistet, die Lehnsherrschaft und Gerichtsbarkeit von Wunsiedel übertragen.

(Friedrich von Zollern legte den Keim zu der jetzigen Größe seiner Nachkommen, der preußischen Könige.) Friedrich's Nachfolger kaufte das Schloß von den Böcklern und 1326 wurde der Ort durch Kaiser Ludwig den Baier zur Stadt erhoben. Der Muth und die Tapferkeit der Einwohner bewährten sich bei mehreren Gelegenheiten. 1481 bedrängten die Hussiten, von Bayreuth heranziehend, welches sie zerstört hatten, die Stadt, wurden aber von den Bürgern, unter Anführung des Amtshauptmannes, Johann von Kotzau, mit blutigen Köpfen zurückgejagt. Im Kriege zwischen dem Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg und dem Herzoge Ludwig von Baiern-Landshut, im Jahre 1462, bedrängten die Böhmen, die Bundesgenossen des Letzteren, Wunsiedel, mußten aber, da sich die Bürger, von Jobst von Schirding geführt, auf das Tapferste vertheidigten, abziehen. Auch zum Kriege gegen die Türken stellte die Stadt dem Kaiser Maximilian ihre Mannschaft. Im spanischen Erbfolgekriege machte im Juni 1704 der Landausschuß der Sechsämter nebst der Reiterei des Voigtländischen Adels einen Einfall in die Oberpfalz, besiegte die baierische Landmiliz bei Waldeck und nöthigte diesen Ort zur Uebergabe. Im Bauernkriege 1525 sammelten einige Einwohner, besonders ein Schneider, durch das Beispiel der Bayreuther verleitet, einen Anhang von Bürgern und Bauern und zogen raubend und mordend im Lande umher, wurden aber von dem damaligen Amtshauptmann, Georg von Redwitz überfallen und gefangen genommen, worauf die drei Rädelsführer, im Angesicht der beiden Markgrafen Georg und Kasimir, die, nachdem die Unruhen gestillt worden, nach Wunsiedel gekommen waren, auf dem Marktplatze hingerichtet wurden. In dem Albertinischen Kriege mußte Wunsiedel zahlreiche Mannschaft und Kriegsbedürfnisse liefern, noch mehr litt es jedoch im dreißigjährigen, wiewohl die

Kriegsfurie diese Gegenden lange verschonte und kleine Streifcorps von den Bürgern zurückgeschlagen wurden.

Der letzte Regent der Markgrafschaften Bayreuth und Ansbach war, wie wir im ersten Kapitel bemerkt, Alexander von Brandenburg mit dem Beinamen, der Verschwender. In den Banden einer Engländerin, der Lady Craven, vergeudete er ungeheure Summen. Auch Wunsiedel hatte viel durch die kostspieligen Launen des Markgrafen und seiner schönen Maitresse zu leiden. Das kleine Städtchen athmete erst erleichtert auf, als endlich der tyrannische Fürst seine Länder an Preußen abtrat und Hardenbergs milde, segensreiche Hand die Wunden stillte, welche die Verschwendungssucht der Engländerin geschlagen hatte.

1806 wurde es von Preußen losgerissen und von den Franzosen besetzt und vier Jahre darauf mit Bayreuth dem von Napoleon neugeschaffenen Königreiche Baiern einverleibt.

Hier nehmen wir den Faden unserer Erzählung wieder auf:

Ganz dicht an der Südseite der Stadt steigt der gegen Norden ziemlich steile, gegen Süden sanft abgedachte Katharinenberg empor. Die Seiten desselben sind mit Getreidefeldern bebaut, den Gipfel und einen Theil der nördlichen Abdachung schmückt ein Birkenwäldchen. Von diesem freundlich umkränzt erhebt sich ein hoher, weit sichtbarer Thurm, einst zu einer Kirche gehörig, deren Ringmauern, wiewohl in Ruinen, noch vorhanden sind.

Am südlichen Fuße des Berges lag ein, von einer hohen, verwitterten Mauer umgebenes, großes alterthümliches Haus. Es stammte aus der Zeit der Hussitenkriege und war in jener Zeit erbaut worden, um als Hospital für die Verwundeten zu dienen. Später war es zur Wohnung des Scharfrichters der Markgrafschaft und seiner Gehülfen eingerichtet worden. Dann hatte es, nachdem der letzte Nachkomme der Scharfrichterfamilie, die es von

Anfang an bewohnt, gestorben war, lange leer gestanden. Jetzt wurde es seit drei Jahren von Veit Unstätten als „wohlbestalltem Nachrichter der Städte Bayreuth und Wunsiedel“ bewohnt.

Er war unverheirathet, eine greise Mutter war seine Familie. Zwei Knechte und eine alte Dienstmagd bildeten das Hausgesinde. Es war ein dunkles, unheimliches Gebäude, düster wie die Zeit, in welcher es erbaut worden. Die Bewohner Wunsiedel's vermieden es, in seine Nähe zu kommen — es war ja die Behausung eines aus der menschlichen Gesellschaft Ausgestoßenen, eines Geächteten. Außerdem knüpften sich gespensterhafte Geschichten daran und die Mägde erzählten sich Abends am Brunnen, daß es drinnen „umgehe“, daß der leibhaftige Satan zur Mitternachtsstunde in den weiten zerfallenen Räumen sein Wesen treibe und die Mutter des Scharfrichters eine Hexe sei, die höllische Tränke braue, um damit Jeden zu vergiften, der es wage, ihre Schwelle zu überschreiten.

Die furchtsame Scheu vor Veit und seiner Mutter wurde noch durch den Umstand erhöht, daß Niemand genau anzugeben wußte, woher Beide vor drei Jahren gekommen waren. Man wußte nur, daß sie aus dem sächsischen Voigtlande in's Land gekommen, bettelarm, und daß nur die bitterste Noth Veit veranlaßt hatte, das seit längerer Zeit erledigte Amt eines Nachrichters für die Städte Bayreuth und Wunsiedel zu übernehmen. Man erinnerte sich noch genau, wie todesblaß er gewesen, als er sein Probestück an einem armen Schelm geleistet, den er mit dem Schwert hatte richten müssen, und wie er nach Erfüllung seiner blutigen Pflicht auf der Schwelle seiner Behausung zusammengebrochen war. Damals traf ihn die allgemeine Theilnahme, damals raunte man sich's in die Ohren, daß er aus einer geachteten und reichen Kaufmannsfamilie herstamme und daß es ihm nicht an der Wiege gesungen worden, daß er dereinst Scharf-

richter werden würde — aber schon bei der zweiten Execution, die er mit einer Art von innerer Genugthuung vollstreckt hatte, erlosch das Mitleid. Wenn man ihn durch die Straßen schreiten sah, das Haupt erhoben und mit geringschätziger Miene die scheuen Blicke der an ihm Vorüberschreitenden erwiedernd, konnte man bald bemerken, mit welchem Stolze er die Verachtung trug, die auf ihm und seinem Amt lastete. Das Grauen, welches er einflößte, war ihm, dem äußern Anscheine nach, eine schmeichelhafte Huldigung. Eine gründliche Verachtung der Menschen lag auf seinen festen steinernen Zügen und in seinen tiefliegenden stechenden Augen. Er gab sich keine Mühe, diese Verachtung zu verbergen, Vornehm und Gering, Alt und Jung traf derselbe spöttische Blick, dieselbe höhnische Miene.

Und doch schlug in der Brust des Geächteten, obschon selbst für einen genauen Menschenkenner unbemerkbar, ein warmes Herz — für seine alte Mutter. So glühend Veit Unstätten die Menschen haßte, die ihm nichts als Weh bereitet, die ihn nach dem Tode seines Vaters, eines angesehenen Kaufmannes in Magdeburg, auf betrügerische Weise seines Erbes beraubt nnd mit seiner kranken Mutter erbarmungslos hinausgestoßen hatten in die Fremde, die ihm, anstatt ihm die Mittel zu gewähren, sich ein seiner Fähigkeiten würdiges Leben zu bereiten, das Schwert des Scharfrichters in die Hand gezwungen und jetzt mit Verachtung auf den Ausgestoßenen, auf den Paria herabblickten — so innig liebte er seine Mutter. Sie war ihm Alles — Leben, Glück, Zukunft. An ihr hing er mit der leidenschaftlichsten Zärtlichkeit, ihr war er der beste, gehorsamste Sohn. Wer ihm draußen im Gebirge oder in der Stadt begegnete und sich voll Grauen abwandte, wenn Veit's unheimlich glühendes Auge ihn traf, der würde anderen Sinnes geworden sein und die Verachtung, die er ihm bisher bewiesen,

in Rührung und in die herzlichste Theilnahme verwandelt haben, wäre er nur einmal Zeuge gewesen, wie liebreich, wie demuthsvoll und lenksam sich Unstätten gegen seine alte Mutter bewies, wie ein Blick aus ihrem Auge, ein einziges Wort aus ihrem Munde die Eisrinde zersprengte, welche seine Brust wie ein eherner Panzer einhüllte.

Ein Blick in das kleine Seitenzimmer, welches die Matrone bewohnte, hätte genügt, um all' die thörichten Behauptungen zu widerlegen, die in Wunsiedel von Mund zu Munde gingen und seit zwei Jahren als Schreckgespenster alle leichtgläubigen Seelen in Angst versetzten. Hier war Alles so friedlich, so traulich, das einfache Zimmergeräth zeigte den schlichten, wohlthuenden Ordnungssinn der Bewohnerin. Der blankgescheuerte Fußboden, die allerdings altmodischen, aber in allen Theilen sorglich erhaltenen Möbel, die hellen saubern Fenster- und Bettvorhänge, die weißen schneeigen Linnentücher der Lagerstatt, Alles das gab Kunde, wie behaglich sich die Greisin in diesem kleinen Raume fühlte und widerlegte am Besten die Gerüchte von der Ruhelosigkeit ihres Treibens. Am Kopfende ihres Bettes stand ein einfaches Betpult von schwarz gefärbtem Tannenholz, ein eisernes Kreuz war darauf angebracht und vor demselben lag eine Bibel. Das kleine Zimmer hatte zwei Fenster, welche nach einem Gärtchen hinaussahen, das hart am Fuße des Katharinenberges lag. Da der Berg auf dieser Seite allmälig emporstieg, so hatte man von dem Zimmer die Aussicht auf den Gipfel desselben und auf den Thurm des ehemaligen Klosters, dessen Ruinen deutlich von den Fenstern aus sichtbar waren.

Zu der Zeit, da wir Unstätten's Behausung betreten — es geschieht am Abend desselben Tages, an welchem die Leiche des Capitains Francarville nach Breitenbrunn gebracht wurde — war eins der Fenster des kleines Zimmers geöffnet. Eine Frau

mit weißem Haar lehnte darin und spähte hinaus, das Gesicht nach dem Gipfel des Berges gewandt, welchen schon die Nebelschleier der rasch eintretenden Dämmerung zu verhüllen anfingen. Ein Ausdruck der Besorgniß zeigte sich auf dem Antlitze der Greisin. Es lag etwas Ehrwürdiges, Achtunggebietendes in diesem Antlitz, in welches ein tiefes Seelenleiden seine unvergänglichen Zeichen hineingegraben hatte. Eine unverkennbare Aehnlichkeit mit Veit sprach sich in allen Zügen aus; es war dieselbe hohe bleiche Stirn, dieselbe kühngebogene Nase, dieselben schmalen Lippen, dieselben großen tiefliegenden Augen, nur leuchtete in ihnen eine ruhige milde Freundlichkeit, während diejenigen ihres Sohnes Ingrimm und Verachtung ausstrahlten. Die Farbe ihres Gesichtes war fast ebenso weiß, wie die ihres Haares.

Die Dämmerung schwand — die Nacht brach herein — noch immer lehnte die Greisin im offenen Fenster, stumm hinausspähend in die Dunkelheit. Friede im einsamen Stübchen, Friede und Stille da draußen. Doch manchmal trug der Wind den Schall der Glocken herüber, die in den umliegenden Dörfern dem verrinnenden Feiertage den Scheidegruß läuteten. Nur in der Brust der Matrone herrschte kein Frieden, düstere Bilder beängstigten ihr Herz, Gedanken, ahnungsschwer, stiegen empor in ihrer Seele. Seit langer Zeit schon, seit dem Einzuge der Franzosen in diese stillen Thäler, war ihr Sohn verändert. Er schlich umher, als wenn eine schwere Last seine Schultern drückte. Sonst hatte er bei ihr, an ihrer Brust Trost und Heilung gesucht gegen das Weh, welches sein blutiges Amt und die Verachtung der Menschen, welche darauf lastete, ihm bereiteten, jetzt war er verschlossen, in sich gekehrt. Ihr Auge — das scharfe Auge einer Mutter, die in ihrem einzigen Sohne Ersatz fand für Alles, was sie verloren, was das erbarmungslose Schicksal ihr geraubt, suchte

vergeblich zu ergründen, was ihn trübe und finster stimmte und ihn hinaustrieb in die Berge. Früher hatte er alle Abende bei ihr zugebracht und war nicht eher von ihrer Seite gewichen, als bis der Schlaf ihre Augen berührt, jetzt war er oftmals ganze Nächte dem Hause fern und sie wußte nicht, wo er weilte und was ihn fern hielt. Alle ihre Fragen darnach hatte er schonend, aber bestimmt zurückgewiesen. Mit Freuden würde sie ihr Leben für ihren einzigen Sohn dahingegeben haben, hatte er ihr doch Alles, sein Glück, seine Ehre, seine Zukunft zum Opfer gebracht, hatte er doch ihretwillen, um sie vor Noth und Mangel zu schützen, sich selbst geächtet.

Die Mitternachtsstunde war nicht mehr fern, da schloß sie das Fenster und ließ den Vorhang herab, indem sie mit bebenden Lippen murmelte: „Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel.“ — Es war, als ob diese Worte ihr Herz erleichtert hätten, denn sie schritt gefaßter nach der Thür und gebot dem draußen beschäftigten Knechte, Licht zu bringen.

Wenige Augenblicke später verbreitete eine kleine Lampe in dem Stübchen eine behagliche Helle.

Die Greisin nahm die Bibel zur Hand, um darin Zuflucht zu suchen gegen die Gedanken, welche sie quälten, aber kaum hatte sie das Buch aufgeschlagen, als die Klingelschnur der Hausthür gezogen wurde und Veit's markige Stimme Einlaß begehrte.

Gleich darauf stand Veit vor seiner Mutter, die ihn, die Lampe in der Hand, auf der Schwelle ihres Stübchens empfing.

„Gott grüß' Dich, Mutter,“ sagte er tiefaufathmend, wie Einer, der voll Hast einen weiten Weg zurückgelegt, oder einer drohenden Gefahr entronnen ist. Er sah nicht, daß sie ihm die Hand entgegengestreckt hatte.

Sie streifte mit einem besorgten Blick sein Antlitz. Er

schien erhitzt, seine Brust wogte, sein Herz schlug hörbar. Er hatte den Hut noch auf dem Kopfe, dessen breite Krämpe seine Züge beschatteten. Es bedurfte erst ihrer Mahnung, um ihn zu veranlassen, denselben abzunehmen. Erschöpft sank er in einen Stuhl. Sie strich mit der Hand zärtlich über sein Gesicht. Wie brannte seine Stirn! Glühende Röthe bedeckte seine sonst so blassen Züge, sein Haar war naß vom Schweiß.

„Was ist Dir, Veit,“ fragte sie erschrocken.

„Nichts, Mutter — nichts,“ entgegnete er, sich sichtlich zur Ruhe zwingend.

„Woher kommst Du?“

„Von Breitenbrunn.“

Eine Pause entstand nach seiner Entgegnung. Die kurze abgerissene Weise, in welcher er ihre Fragen beantwortete, ließ all' die Ahnungen, welche kaum eingeschläfert waren, von Neuem wieder in ihrem Innern wach werden.

Veit fühlte, daß er sich fassen und völlig ruhig erscheinen müßte, wollte er den Argwohn seiner Mutter, den sie schon zu öfteren Malen gegen ihn ausgesprochen hatte, zerstreuen.

Mit scheinbarer Ruhe fuhr er fort:

„Schon wieder ist ein Douanier, — ein Franzose,“ fügte er, sich verbessernd, hinzu, „von den böhmischen Schmugglern erschossen worden. Ich war gerade in Breitenbrunn, als die Bauern seine Leiche brachten. Sie hatten sie unweit der Hussitenmauer gefunden.“ —

„Wer hat ihn erschossen,“ fragte die Greisin hastig und mit starker Betonung.

„Wahrscheinlich einer der Schmuggler oder der Waldteufel,“ entgegnete er achselzuckend.

„Der Waldteufel? Ammenmärchen.“

„Frage nur die Bauern von Breitenbrunn, Mutter. Sie schwören auf die Existenz dieses Dämons, der die Franzosen niederschießt, wo er sie findet.“ —

Veit's Stimme klang jetzt so ruhig, daß der Argwohn seiner Mutter, er wisse mehr von dem geheimnißvollen Schützen, als er es scheinen lassen wollte, mehr und mehr nachließ.

„Wer war der Erschossene,“ fragte sie wieder.

Capitain Francarville, ein Freund des Obristen Mercier.“

„Ein schmucker Officier,“ sagte die Greisin, wie mit sich selbst redend. „Schade um ihn. Da wird sich mancher Dirne Aug' trüben. Wenn er hier in Wunsiedel durch die Straßen schritt und sich die Fenster öffneten und die hübschesten Mädchen ihm nachschauten, da grüßte er gar stolz und herablassend. Vor einigen Tagen noch habe ich ihn vor unserem Hause vorübergehen sehen, voll Jugendkraft und Lebenslust.“ —

„Jetzt ist er ein stiller Mann,“ sprach Veit dumpf vor sich hin, indem er gleichsam, als wollte er einer inneren Regung Luft schaffen, Rock und Wamms hastig öffnete.

In demselben Augenblick entfiel seinem Rock ein schwerer Gegenstand; es war eine versiegelte Rolle. Sie schlug gegen den Fußboden und zerbrach. Ein helles Klingen wurde hörbar.

Veit bückte sich, aber schneller wie ein Gedanke hatte die Greisin die Lampe ergriffen, und ließ den Strahl derselben auf die Stelle fallen, wo ihr Sohn stand. Zu seinen Füßen lag die zerbrochene Rolle und um ihn her waren Goldstücke auf dem Fußboden ausgestreut.

Ehe er ihr zu wehren vermochte, hatte sie eines derselben aufgehoben. Es war ein Napoleond'or.

„Woher hast Du dieses Gold?“ stieß sie entsetzt hervor.

Veit starrte verlegen vor sich hin.

Die Matrone wiederholte ihre Frage, indem sie vor ihn hintrat.

Unstätten erhob den Kopf, unter seinen buschigen Brauen schoß ein Blitz.

Es lag ein solcher Ausdruck von Wildheit in seiner Miene, daß seine Mutter davor zurückbebte. Aber kein Wort kam über seine Lippen, er verharrte in trotzigem Schweigen und keine Bitte, keine Mahnung vermochte ihn zum Reden zu bewegen.

Sie war erschöpft in einen Stuhl gesunken. Mit den fleischlosen Händen ihr Gesicht bedeckend, saß sie da, ein Bild stummer Trauer. Jetzt ließ sie die Hände sinken, und einen Blick der tiefsten Wehmuth auf ihren Sohn richtend, welcher, trotzig das Haupt emporgehoben, inmitten des Zimmers stand und sich weder um sie, noch um die blitzenden Goldstücke zu seinen Füßen zu kümmern schien, murmelte sie mit tonloser Stimme:

„Veit, Du thust großes Unrecht, mir zu verhehlen, wer Dir dieses Gold gegeben.“

Eine flammende Röthe wurde auf den Zügen des Scharfrichters sichtbar, scheu begegnete sein Auge dem vorwurfsvollen Blicke seiner Mutter. Aber schon in der nächsten Secunde wandte er das Haupt zur Seite. Er bewegte die Lippen, aber kein Ton, kein Wort, kam aus seinem Munde.

„Mein Sohn, ich bitte, ich beschwöre Dich,“ fuhr sie fort, indem sie die Hand flehend nach ihm ausstreckte, „entreiße mich den Zweifeln, die schon seit vielen Wochen mein Herz peinigen. Laß' mich nicht glauben, daß das Geld, welches auf dem Boden liegt, Sündengeld sei. Sage mir, daß Du es redlich verdient hast.“

Noch immer schwieg Veit.

Aber der Trotz war aus seinem Gesichte gewichen. Sie bemerkte die Veränderung und schöpfte neue Hoffnung, ihn zum Sprechen zu veranlassen. Hatte er sich doch sonst immer ihren Bitten willfährig gezeigt, hatte er ihr doch sonst stets sein Inneres erschlossen, mochte es auch noch so gewaltig darin gestürmt haben. Was war es, was ihn plötzlich umgewandelt hatte, was ihn beharren ließ in unbeugsamem Trotze?

Das scharfe Auge der Mutter las in seinen Zügen, wie schwer es ihm wurde, ihrer Mahnung zu widerstreben; darauf bauend, bat sie ihn mit aller Eindringlichkeit, die ihrer besorgten, von Zweifeln bewegten Seele zu Gebote stand, in ihre Brust sein Geheimniß niederzulegen.

Er schien zu schwanken, unruhig schweifte sein Auge in der Stube umher; schon öffnete er den Mund, schon leuchteten seine Blicke heller — da gewahrte er das Goldstück, welches sie emporgehoben und auf den Tisch gelegt hatte. Ein düsterer Schatten flog über sein Gesicht und er preßte die Lippen krampfhaft aufeinander, als wollte er verhüten, daß ein Wort durch sie hindurchdränge zu dem Ohre seiner Mutter.

Während einiger Minuten herrschte Schweigen in dem schwach erhellten Raume. Die Greisin erhob sich, ihre letzte Kraft zusammenraffend. Die rechte Hand auf die Schulter ihres Sohnes legend, welcher bei dieser Berührung leicht erbebte, sprach sie mit ruhiger, fester Stimme:

„Veit, Du wandelst auf Wegen, die in's Verderben führen, Dein verstocktes Schweigen verräth mir Alles. Du hast das Sündengeld von den Räubern unseres Landes, von den Franzosen.“

Zürnend stieß sie bei diesen Worten die Goldstücke, welche vor ihr lagen, mit dem Fuße zurück, daß ein helles Klingen hörbar wurde.

Veit hatte sich gegen den Tisch gelehnt, als bedürfte er eines Stützpunktes. Ein eigenthümliches Lächeln zuckte um seine Mundwinkel.

„Widerlege meine Worte, wenn Du es vermagst,“ fuhr sie fort. Sie fühlte, daß ihre Kraft sie zu verlassen drohte, aber ihre eiserne Willensstärke siegte über ihre körperliche Schwäche.

„Wenn ich nicht glauben soll, daß Du Dich verkauft hast um schnöden Gewinn, so sprich endlich.“

„Ich kann nicht, Mutter,“ entgegnete Veit dumpf.

„Du willst nicht, weil Du Dich schämst, einzugestehen, daß Du zu jenen Unwürdigen gehörst, welche die heilige Sache unseres Vaterlandes den Feinden preisgegeben haben; deshalb sucht Dein Auge den Boden, deshalb willst Du Dir Muth holen bei den Zeugen Deines Verrathes? Sprich es aus, laß' mich klar sehen, es ist besser, daß ich auf einmal Deine ganze Schuld erfahre und aus Deinem eigenen Munde, als daß bange Zweifel an meiner Seele nagen, und meine Neigung zu Dir einen fruchtlosen, aufreibenden Kampf mit der Liebe besteht, die eine deutsche Frau ihrer Heimath, ihrem Heerd schuldig ist.“

„Hat der Geächtete eine Heimath, einen Heerd!“ rief Veit bitter.

„Wehe Dir,“ fuhr die alte Frau fort, „Du glaubst Vergeltung zu üben an den thörichten Menschen, die Dich um Deines Amtes willen verachten, indem Du Dein Vaterland verräthst. Glaube mir, Du kehrst Deine Rache nicht gegen sie, sondern gegen Dich selbst. Noch einmal, Veit, ich erwarte ein offenes, reumüthiges Geständniß von Dir. Mag es auch noch so schlimm ausfallen, ich muß Alles wissen.“

„Mutter, ich hab' geschworen, zu schweigen.“

„Wem?“ —

„Ich darf nicht reden, ein Eid bindet meine Zunge.“

Jetzt war die Kraft der Greisin zu Ende. Dieser starre Widerstand machte ihre letzte Hoffnung zu Schanden. Sie wankte und hätte Veit sie nicht in seinen Armen aufgefangen, so wäre sie zu Boden gestürzt. Er trug sie nach ihrem Bett.

Mit geschlossenen Augen, bleich wie eine Gestorbene, lag sie zurückgelehnt in den Kissen des Lagers. Ihr Sohn stand über sie gebeugt, in fieberhafter Spannung ihre Athemzüge belauschend, die heiser und unregelmäßig sich aus ihrer Brust emporwanden. Hätte sie den Blick unendlicher Liebe gesehen, der sich unter seinen struppigen Brauen hervorstahl, wie zärtlich würde sie ihm ihren Verdacht abgebeten haben.

Als sie wieder zu sich kam, als sie die Augen zu ihrem Sohne aufschlug, der sein Gesicht fast so dicht über sie geneigt hatte, daß sie seinen heißen Athem fühlte, erschienen seine Züge wie in Stein gehauen. Keine Miene verrieth die Empfindung seines Innern, starr und düster war sein Blick.

Sie machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung; sie war noch zu schwach, um reden zu können. Er wollte sie sanfter betten, doch sie entfernte seine Hände, wenn auch nicht unwillig, so doch mit ernster Würde.

Er wagte nicht zu widerstreben; ein trauriges Lächeln flog über sein Gesicht, als sie seiner Absicht wehrte, sein Kopf sank auf die Brust, schweigend und unbeweglich verharrte er an seinem Platze.

„Veit,“ flüsterte sie endlich mit schwacher Stimme, „Du giebst mir den Tod, wenn Du Dein Schweigen nicht brichst.“

Der starke unbeugsame Mann fuhr zusammen, als stünde er vor einem Abgrunde, welcher ihn im nächsten Augenblick zu verschlingen drohte.

„Mutter," stöhnte er, „hab' Mitleid mit mir, ich kann nicht."

Sie richtete sich empor; der Zorn, die Entrüstung gaben ihr neues Leben, neue Kraft. „So willst Du, daß ich Dich für verloren halten — daß ich glauben soll, Du, der Stolz meines Alters, das Letzte, was ich auf dieser Welt noch mein nenne, was mir das erbarmungslose Geschick als Ersatz übrig gelassen für ein zerstörtes Menschenleben, Du, mein einziger Sohn, wärest zum Spion geworden?"

Veit schien unschlüssig; es war ein furchtbarer Kampf, den er zu bestehen hatte. Bald neigte sich der Sieg auf die Seite seines Herzens, welches erfüllt war mit der innigsten Liebe für seine Mutter, bald gewann die Ueberzeugung in seinem Innern die Obergewalt, daß eine Enthüllung seines Geheimnisses und seiner Pläne gleichbedeutend sei mit der völligen Vereitlung der Letzteren, und so wogte der Kampf in ihm hin und her, ohne daß eine Entscheidung herbeigeführt wurde.

„Mutter," flehte er, von den widerstreitendsten Gefühlen bestürmt, „dringe nicht in mich. Laß' mich schweigen. Mein Leben ist in Gefahr, wenn ich meinen Eid breche."

„Das ist es also," zürnte die Greisin, „Du hast nicht den Muth, offen und ehrlich der Gefahr die Stirn zu bieten, und versteckst Dich lieber hinter einem geheimnißvollen Treiben, das Dich in meinen Augen mit Schande bedeckt. Von wem hast Du das Gold und wofür?"

Veit richtete sich stolz empor. Der alte Trotz erschien von Neuem in seinen Zügen. Der Kampf war zu Ende. Die harten, verletzenden Worte seiner Mutter hatten entschieden; von diesem Augenblicke an war er entschlossen, eher Alles auf's Spiel zu setzen, und Alles in Scherben brechen zu lassen, was ihm noch

übrig geblieben war von dem geträumten Glück seiner Jugend, als sein Geheimniß preiszugeben.

„Mutter,“ sagte er fest, „ich muß Dir jede Auskunft verweigern, wenn Du mich auch ungehorsam — verloren — ja einen französischen Spion schiltst.“

Bei den letzten Worten verlor seine Stimme ihre Festigkeit, eine fieberhafte Erregung that sich in seinem Tone kund. „Vertraue mir,“ setzte er weicher hinzu.

„Kann ich's,“ sagte die Greisin weniger erbittert. In ihrem Herzen erhob sich, wenn auch kaum vernehmlich, eine Stimme zu Gunsten ihres Sohnes. Aber fast zu gleicher Zeit kehrte ihr die Erinnerung zurück an seine Verstörung seit dem Einzuge der Franzosen, an die Hast, mit der er ihren Argwohn zu zerstreuen versucht, und an seine nächtlichen Wanderungen in den Thälern und Schluchten des Fichtelgebirges. Auch die vielen blitzenden Goldstücke wollten ihr nicht aus dem Sinn. „Alles wäre ja gut, hätte ich nur einen einzigen Beweis, der meinen Verdacht entkräften könnte. Du selbst hast mein Vertrauen erschüttert, Du selbst hast mir Argwohn eingeflößt; der Schein ist gegen Dich und so schwer es einer Mutter auch wird, ihren Sohn zu verurtheilen, sage selbst, kann ich anders?“

„Mutter,“ entgegnete Veit, „Du thust großes Unrecht, mich auf diesen Schein hin zu verdammen; ich hätte geglaubt, Du dächtest besser von mir.“

Sie barg das von Thränen überströmte Antlitz in die Kissen.

Er nahm ihre Hand, die sie ihm nur mit Widerstreben ließ und fuhr mit gedämpfter und von Rührung durchbebter Stimme fort: „Du verurtheilst mich jetzt, es wird eine Stunde kommen, in der Du einsehen wirst, wie bitter Du Dich getäuscht hast.“

„O, wie wünsche ich diese Stunde herbei," flüsterte sie.

„Sie wird kommen, Mutter; wann, das weiß ich nicht, das steht im Buche des Schicksals, darüber hat der Richter aller Welten zu entscheiden. Aber dann, Mutter, wirst Du keinen Sohn mehr haben." Er drückte bei diesen Worten die Hand der Greisin zärtlich an seine Lippen. „Gute Nacht, Mutter."

Langsam schritt er der Thür zu, während ein leises „Gute Nacht, Veit. Gott mag mich strafen, wenn ich Dir Unrecht thue," zu seinem Ohre drang.

Schon streckte er die Hand nach der Thür aus, um dieselbe zu öffnen, als ein Geräusch vor der Fenstern des Stübchens seine Aufmerksamkeit erregte.

Gleich darauf erschallten Schritte im Garten und es wurde leise an das Fenster geklopft.

Ohne eine Miene zu verändern, oder nur im Geringsten Besorgniß zu zeigen, ging er nach dem Fenster zurück und öffnete dasselbe, nachdem er die Vorhänge zurückgeschoben hatte.

Um so besorgter erschien die Greisin. Sie hörte, daß eine Mannesstimme den Namen ihres Sohnes flüsterte; die ferneren Worte verstand sie nicht und ebensowenig die Entgegnung Veit's.

Nach wenigen Augenblicken schloß der Scharfrichter das Fenster, näherte sich seiner Mutter und sagte verstört: „Ich muß fort, Mutter."

„Wohin gehst Du?" fragte sie, erregt sein Auge suchend.

„In's Gebirge, gute Nacht."

Sie hielt ihn nicht, als er den Schritt zur Thür lenkte, sie rief ihn nicht zurück, als er draußen verschwand. Aber kaum hatte sich die Thüre hinter ihm geschlossen, da richtele sie sich empor, ihre Willenskraft überwand die Schwäche ihres Körpers. Hastig löschte sie die Lampe aus und mit zitternden Händen den

Fenstervorhang entfernend, drückte sie das bleiche Gesicht gegen die Scheiben.

Draußen war alles still. Ueber dem Katharinenberge stand die Mondessichel und beleuchtete die Ruinen des ehemaligen Klosters, so daß sie wie flüssiges Silber strahlten. Die ganze Fläche, vom Gipfel des Berges bis zu dem Gärtchen hinab, erschien fast tageshell. Inmitten des Gartens befand sich unter einer dunkellaubigen Fichte der Lieblingsplatz der Greisin. Eine Bank von Eichenholz lud zur Fernsicht auf die Hochwälder des Fichtelgebirges ein. Auf dieser Stelle gewahrte sie eine hohe Mannesgestalt in der grünen, mit silbernen Schnüren besetzten Uniform der Douaniers. Er schien auf Veit gewartet zu haben, denn als dieser gleich darauf in den Garten trat, ging er ihm lebhaften Schrittes entgegen.

Jetzt war ihr Verdacht zur Gewißheit geworden, Alles schien ihr jetzt erklärt. Veit hatte sich den Franzosen verkauft — er war ein Spion in ihrem Solde.

Unstätten kehrte erst gegen Morgen aus dem Gebirge zurück. Als er in das Gärtchen trat, schien es ihm, als bewege sich der Fenstervorhang im Stübchen seiner Mutter, und als sehe er, bei den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne, durch die Scheiben ein ernstes, todtbleiches Antlitz. Aber schon im nächsten Augenblick verwarf er diese Wahrnehmung als ein Trugbild seiner erregten Phantasie.

Er trat in's Haus. Der Knecht, welcher ihm geöffnet, theilte ihm mit, daß seine Mutter noch wach sei.

Veit fühlte, in seinem Innern eine bange Besorgniß sich regen, er sagte sich, daß er Schuld trage an ihrer Ruhelosigkeit, und um Alles zu einem raschen Ende zu bringen, schritt er über den Flur nach dem Zimmer seiner Mutter. Er klopfte, Einlaß

begehrend, an die Thür. Sie antwortete nicht. Aber er hörte deutlich leise Schritte. Die Ungeduld übermannte ihn, er versuchte die Thür zu öffnen; sie war verschlossen.

Er klopfte stärker, indem er rief, daß er es sei, der Einlaß begehre.

Jetzt näherten sich Schritte der Thür.

„Ich öffne keinem französischen Spion," entgegnete die Greisin in einem Tone, der ihm bis in's Innerste seines Herzens drang.

Er vermochte nur das eine Wort „Mutter" über die Lippen zu bringen, so sehr schmetterte ihn diese Antwort zu Boden. Fühlte er sich schuldig? Der starke stolze Mann bebte wie ein Fieberkranker, er bat mit tonloser Stimme, welcher er vergeblich Festigkeit zu geben suchte, sie möge nicht voreilig über ihn aburtheilen, aber dieselbe Antwort, welche ihm schon einmal zu Theil geworden, wurde ihm auch zum zweiten Male. Nur war der Ton, in welchem sie ertheilt wurde, noch härter und strenger als vorher.

Der Scharfrichter kannte die stolze eiserne Willenskraft seiner Mutter zu gut, um nicht einzusehen, daß selbst die eindringlichste Bitte vergeblich sein würde. Aber er wußte auch, mit welch' unendlicher Zärtlichkeit sie an ihm hing. Wie tief mußte sie also verletzt sein, wenn sie ihn ungehört verdammen konnte, und wie viel mußte sie selbst dabei leiden. Er beschwor sie, ihm ihr Angesicht zu gönnen; aber sie beharrte bei ihrem Entschluß, den die Erinnerung an das unsägliche Leid dieser einen Nacht mit unbeugsamer Härte stählte.

Als nach geraumer Zeit von ihrer Seite keine Entgegnung erfolgte, die eine Sinnesänderung kund gab, da hörte Veit auf, mit Bitten in sie zu dringen. Der alte Trotz schien plötzlich über ihn zu kommen, und die Wildheit, welche er vor aller Welt, nur bisher vor seiner Mutter nicht, zur Schau getragen, flammte in ihm

auf. Schon erhob er die Hand, um sich mit Gewalt den Eingang in das Gemach zu erzwingen, schon stemmte er den Fuß gegen die Thür, — als plötzlich dieselbe geöffnet wurde und die Greisin ihm entgegen trat.

Die Fenstervorhänge waren zurückgeschlagen und gestatteten der Morgendämmerung freien Zugang.

Veit fuhr zurück, als seine Mutter unerwartet vor ihm erschien. Er warf einen scheuen Blick auf ihr Gesicht. Es war furchtbar zerstört und entstellt.

Im nächsten Augenblick lag er zu ihren Füßen und umklammerte ihre Kniee.

IV.

Eine stürmische Nacht im Gebirge! Heulend sauste der Sturmwind durch die Schluchten und Thäler und schüttelte die mächtigen Tannen, daß sie stöhnten und unter seiner mächtigen Faust erzitterten; pfeifend griff er hinein in die dunklen Hochwälder, hier eine schlanke junge Fichte zu Boden streckend und dort den knorrigen Eichbaum seiner kräftigsten Aeste beraubend. Nur von Zeit zu Zeit blickte der Mond durch zerrissene Wolken, gleichsam, als wollte er die Verwüstung nicht schauen, welche der Sturm anrichtete. Wehe dem Wanderer, der in einer solchen Nacht ohne Führer, oder ohne des Weges genau kundig zu sein, über die böhmische Grenze sich hinübergewagt in das Labyrinth der Schluchten und Klüfte, welches Böhmen von der Markgrafschaft Bayreuth trennte; der nächste Morgen fand seine zerschmetterte Leiche auf dem zackigen Felsboden eines der vielen thurmhohen Abgründe, die hier den Weg sperren. Jetzt hat man die spitzen Bergrücken, die früher unwegsamen Gebirgspfade, die undurchdringlichen Wälder dem Verkehr unterthänig gemacht, jetzt führen bequeme, gefahrlose Bergstraßen hinein in's baierische Land, aber zu der Zeit, in welcher unsere Erzählung spielt —

also vor etwa fünfzig Jahren, herrschte zwischen den beiden Nachbarländern ein nur schwacher Verkehr, da die Franzosen es für ihre Zwecke geeignet hielten, die ehemalige Markgrafschaft, bis vor Kurzem noch ein Gebietstheil des preußischen Königreichs, in strenger Abgesperrtheit zu erhalten. Deshalb war nichts geschehen, was zu einem regeren Verkehr hätte Anlaß geben können. Mit leichter Mühe hätte man Verbindungswege herstellen können, aber es lag, wie vorhin bemerkt, in dem Interesse der Franzosen, dies zu unterlassen. Nur Schmugglern war es vorbehalten, den Verkehr zwischen den beiden Ländern zu vermitteln. — Die Franzosen hatten eine willkürliche Grenzlinie gezogen und dieselbe mit starken Abtheilungen Douaniers besetzt. Da ein hoher Zoll auf verschiedenen Handelsprodukten lastete, so wog der durch erfolgreiches Schmuggeln erzielte Gewinn die Gefahr auf, die damit verbunden war, zudem die meisten Pascher Kinder des Fichtelgebirges waren und die versteckiesten Felspfade zur Ausübung ihres gefährlichen Gewerbes trefflich zu benutzen verstanden. Vergeblich versuchte der französische Präfekt in Bayreuth, den Schmugglern das Handwerk zu legen.

Wir haben im zweiten Kapitel unserer Erzählung erwähnt, daß der Hauptschlag gegen die böhmischen Pascher, welcher Oberst Mercier zur Ausführung übertragen worden, erfolglos geblieben war. Der Tod des Capitains Francarville schien der beste Beweis von seiner Erfolglosigkeit.

Eine solche Nacht, wie die im Anfange unseres Kapitels angedeutete, war so recht geschaffen für die Schmuggler des Fichtelgebirges, um die Douaniers zu täuschen, welche zum größeren Theil der Gegend nur so weit kundig waren, um sie bei Tage ohne Gefahr durchwandern zu können.

Seit dem erschütternden Conflikt Veit's mit seiner Mutter

waren drei Tage verflossen; wir verlegen die Handlung von Wunsiedel in jener stürmischen Nacht nach einem Orte inmitten des Gebirges, dessen Name allein den abergläubischen Landbewohner in Furcht und Schrecken versetzte, nach der „Seelohe". Dieselbe ist eine Thalfläche zwischen der östlichen steilen Bergwand des Ochsenkopfs und der Farnleiten, welche ihre Quellen in dieselbe hinabschicken. Solche Lohen sind große Sümpfe mit schwankendem Boden, auf der Oberfläche mit vegetabilischer Rinde bedeckt und unten mit Schlamm bis zu einer gefährlichen Tiefe angefüllt, so daß der arglose Wanderer, von der grünen Oberfläche getäuscht, hier einem sichern Tode entgegengeht. Im Umkreise der Seelohe herrschten Einsamkeit und Todesstille, nur krumme, verkrüppelte Föhren und Fichten standen einsam und 'trauernd umher. Die Sage erzählt, daß hier in alten Zeiten der berüchtigte Fichtelsee gelegen habe.

Diese Gegend war im ganzen Gebirge verrufen und gefürchtet. Im Volksmunde herrschten ungeheuerliche Erzählungen von bösen Geistern, welche hier ihr Wesen treiben sollten, und so geschah es, daß selbst bei Tage nur wenige Bewohner der umliegenden Ortschaften sich in die Nähe der Seelohe wagten. Auf diese Weise war jener Ort der sicherste Schlupfwinkel für Schmuggler oder für das räuberische Gesindel, welches der Krieg herbeigelockt hatte.

Daß die Seelohe noch eine ziemliche Strecke von der Grenze entfernt lag, stellte die dort Verborgenen sicher vor einer schärferen Ueberwachung von Seiten der Douaniers. Allerdings waren auch hierher öfters Streifzüge unternommen worden, aber — war es Zufall, oder war Verrätherei im Spiele? — niemals hatte man hier ein lebendes Wesen angetroffen. Durch Irrlichter getäuscht, hatten sogar mehrere Douaniers in der unergründlichen Tiefe des Sumpfes den Tod gefunden. Seit längerer Zeit war

daher die Gegend im Umkreise der Seelohe verschont geblieben mit einer Razzia der französischen Grenzwächter.

An diesem Abend hätte sich ein solcher Streifzug unzweifelhaft der höchsten Mühe verlohnt, denn in der Nähe der Seelohe, am Fuße der Weißmannsfelsen, hatte sich eine Schaar bewaffneter Männer zusammengefunden, welche die schweren Waarenballen, die sie hierher geschleppt und deren sie sich jetzt auf der Rast entledigt hatten, als Schmuggler kennzeichneten. Die Ballen lagen in bunter Unordnung auf der Moosdecke des Waldes; die Männer lehnten sich theils gegen die Bäume, theils ruhten sie neben ihren Packen am Boden. Fast alle waren mit Kugelbüchsen versehen, welche sie keinen Augenblick aus den Händen ließen, ein Beweis, daß sie besorgten, selbst jetzt noch, obgleich sie die Grenze schon im Rücken hatten, von den Douaniers überrascht zu werden.

Der Sturm tobte mit furchtbarer Gewalt und nicht selten gelang es ihm, ein Felsstück loszureißen, welches sich mit lautem Krachen in's Thal hinabwälzte, Alles zermalmend, was sich seinem Sturz in die Tiefe entgegenstellte.

Die Schmuggler durften es ungestört wagen, ihre Freude über die zum größten Theil schon überstandene Gefahr mit lebhaften Worten gegen einander auszusprechen. Das Geheul des Windes verschlang den Ton ihrer Stimmen. Sie schienen die Erschöpfung, die sich bei den Meisten durch keuchende Athemzüge verrieth, völlig zu vergessen über die Aussicht, bald am Ziele ihrer nächtlichen Wanderung zu stehen. Es war das Dorf Bischofsgrün, welches die Ausbeute ihrer gefährlichen Arbeit aufnehmen sollte. Der Wirth der Dorfschenke war ihr Verbündeter und die geschmuggelten Waaren sollten noch in dieser Nacht zu ihm geschafft werden.

Die Schmuggler kümmerten sich nicht um das stürmische

Wetter, nicht um die Regenströme, welche sich, wie aus geöffneten Schleusen, vom Himmel herab ergossen.

Es waren zum großen Theile wildaussehende, kräftige Gestalten. Sie waren meist in wollene Kittel gekleidet und trugen einen Ledergurt um die Hüfte, welcher entweder ein Pistol oder ein Messer umschlossen hielt. Sie hatten sich im Kreise gelagert und sprachen einer Branntweinflasche wacker zu, welche von Hand zu Hand ging. Von Zeit zu Zeit traf ein Mondenstrahl den versteckten Ort und beleuchtete auf einen Augenblick die Gruppe der düsteren Gesellen.

Einer der Bande stand etwas abseits an einen Baum gelehnt und schien das Wächteramt zu üben. Er war der Bruder des Schenkwirths zu Bischofsgrün, welcher den Eingeweihten als Hehler und Verkäufer aller geschmuggelten Waaren bekannt war. Er stand bei den Schwärzern des Fichtelgebirges in hohem Ansehen; seine Todesverachtung, seine Geistesgegenwart, hatten nicht selten ein Unternehmen gerettet, welches schon von allen Anderen verloren gegeben war. Außerdem war es seine gewaltige Körperstärke, welche diesen rohen Naturen imponirte.

Seine Gefährten sprachen nur leise mit einander, aber dies schien ihm doch, trotz des Sturmes, der jedes Geräusch übertönte, gefährlich, denn er trat auf den Kreis zu und gebot Stille.

Der Trupp mußte gut geschult sein, denn dem Befehle wurde sofort Gehorsam geleistet. Nachdem er mit mehreren seiner Gefährten einige Worte ausgetauscht, welche Bezug hatten auf die getroffenen Vorsichtsmaßregeln, blieb er einen Augenblick lauschend und unbeweglich stehen. Aber Alles blieb still, nur der Sturm rauschte in den Bäumen und der Regen peischte gegen die Felswände.

„Nehmt Eure Packen und Stöcke zur Hand,“ gebot er endlich, „es ist Zeit, unseren Weg fortzusetzen und die Rast zu beenden.“

„Glaubst Du, daß wir jenseits der Weißmannsfelsen einen Ueberfall von den Douaniers zu befürchten haben?“ fragte einer der Schmuggler, indem er seinen Packen auflud. Die Besorgniß, welche sich in dieser Frage aussprach, ließ ihn als einen Neuling in dem gefahrvollen Gewerbe erkennen.

„Nein, in der Nähe des Dorfes werden sie uns gewiß nicht suchen.“

„Aber es könnte dennoch der Teufel sein Spiel treiben,“ entgegnete ein anderer Schmuggler. „Du weißt, wir sind in jüngster Zeit nicht eben allzu vorsichtig gewesen, und ich fürchte, daß man in Bayreuth die besten Anstalten getroffen hat, uns einzufangen. Vor Allem müssen wir uns in Acht nehmen, daß der Verrath unser Nest nicht aufstöbert und uns auf einer unserer nächtlichen Wanderungen den Franzosen in die Hände liefert. Ich stehe dafür, daß es in solchem Falle nicht lange dauern wird, bis wir uns hinter Schloß und Riegel befinden.“

„Es ist nicht gut, von dergleichen zu reden,“ sagte der Führer der Pascher in ernstem Tone. „Wir haben Zeit genug, daran zu denken, wenn uns die grünen Schwerenöther beim Kragen haben. Was mich anbetrifft, so glaube ich, daß das nicht allzu leicht sein wird. Ich werde meine Freiheit theuer verkaufen, wenn es zum Schlimmsten kommen sollte, und mich soll kein Franzose fangen, so lange noch ein Funke Leben in mir ist.“

„Du hast Recht, Kamerad,“ stimmte ihm ein Anderer bei, „aber so weit ist es noch nicht; in die Nähe der Seelohe wagt sich kein Grünrock, und wenn es nicht Spione im eigenen Lande gäbe, so würden wir sie allezeit am Narrenseile herumführen und

ungestört unser Handwerk treiben können. Vor einem dieser Hallunken haben wir uns besonders in Acht zu nehmen. Es ist der gefährlichste Verbündete der Grenzjäger und fürchtet weder Tod noch Teufel."

„Du meinst den Veit Unstätten," rief ein alter Schmuggler. „Der Teufel hol' ihn bei lebendigem Leibe. Kameraden, ich sage Euch, mit dem ist nicht gut einen Schoppen zu leeren. Der sieht so fuchswild und grimmig drein, als wollte er die ganze Welt auseinander reißen."

„Er ist ein schlechter Gesell und hält es mit den Franzosen," sagte der Bruder des Schenkwirths. „Ich war dabei, als man die Leiche des Capitains Francarville, unseres schlimmsten Feindes, nach Breitenbrunn brachte. Keiner konnte oder wollte Auskunft geben, wer ihn erschossen habe. Da erbot er sich, nach dem Mörder auf Kundschaft zu gehen, und wer weiß, vielleicht sitzen diesem jetzt schon die fremdländischen Bluthunde im Nacken. Ein Erzschelm, dieser Unstätten! Es wäre eine Lust, ihm eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Wer weiß, vielleicht begegne ich ihm einmal. Vorwärts, Kameraden!"

Die Pascher gehorchten und in tiefem Schweigen bewegte sich der Zug durch den Wald.

Vor ihnen ragten, da, wo der Wald zu Ende, die Weißmannsfelsen empor. An Größe und Gestalt den Felsen der Louisenburg ähnlich, welche wir im ersten Kapitel unserer Erzählung einer genaueren Beschreibung unterzogen, stehen sie wie die zertrümmerten Mauern einer Stadt umher, und scheinen jeden Ausgang zu verwehren.

In der nördlichen Felsenwand befindet sich eine kleine Grotte, aus welcher eine enge Oeffnung in einen von hohen und kegelförmigen Felsen umgebenen Kessel führt, der dem Hofraume einer

zerstörten Riesenburg gleicht. Nach einer alten Chronik hatte sich hierher ein Stamm altdeutscher Priester geflüchtet, welcher nach und nach aus seinem Wohnsitz zwischen der Donau und dem Main, dann zwischen der Nab und der Saale, verdrängt, sich hierher zurückgezogen hatte, wie die Priester der alten Sachsen vor der wachsenden Ausbreitung des Christenthums auf den Brocken. Im Schatten dieser dunklen Wälder beteten sie zu ihren Göttern.

Hier machten die Schmuggler aufs Neue Rast. Der Sturm hatte das während des verflossenen Tages jenseits der Seelohe lagernde Gewitter herangetrieben. Jetzt entlud es sich mit verdoppelter Wucht. Die Blitze zuckten durch die Luft und erhellten den Weg nach der Grotte, welche die Pascher passiren mußten, um den jenseits der Felsen liegenden Hochwald zu erreichen, so grell, daß man jede Bewegung dort gesehen hätte. „Wenn wir nur erst den Thalkessel hinter uns hätten,“ flüsterte der alte Schmuggler dem neben ihm gehenden Führer der Schaar zu. „Die Blitze werden heftiger und leicht kann ein Späherauge die Reihe der dunkeln Gestalten sehen, die auf dem Felspfade hinanklettern. Dort verbirgt uns kein Felsstück, kein Buschwerk.“

„Ich fürchte nichts,“ entgegnete der Angeredete, „wenn ein Blitz zuckt, werfen wir uns zur Erde, dann gewahrt uns Niemand.“

Ein greller Blitz fuhr am Himmel hin, ein rasselnder Donnerschlag folgte.

Die Pascher standen am Eingange der Grotte.

„Vorwärts, Kameraden,“ befahl der Führer. „Haben wir erst den Felspfad erreicht, dann sind wir sicher. Dort giebt es keine Gefahr mehr.“

Nachdem die Grotte und der bezeichnete Thalkessel passirt waren, galt es eine schwere Arbeit.

In gebückter Haltung mußten die Schwärzer auf einem schmalen Pfade den jähen Felsabhang hinanklettern. Nur wenige Stellen erlaubten das Gehen und auch hier war es mit Gefahr verbunden. Aber Alle schienen den Weg genau zu kennen, und ohne ein Wort auszutauschen, kletterten sie vorwärts. Mitten auf dem Wege befand sich ein Plateau, welches den erschöpften Männern eine kurze Ruhe gewährte. Aber diese Rast dauerte nicht lange und nach einer Stunde war der Berg erstiegen. Von diesem Punkte aus war Bischofsgrün, das Ziel ihrer Wanderung, nur noch eine Stunde entfernt. Der Weg dahin führte durch eine Schlucht, welche die Pechgrube genannt wurde.

Nach einer halben Stunde mühseligen Hinabklimmens langte der Trupp auf dem Felsboden der Schlucht an.

Der Bruder des Schenkwirths war der erste, welcher in der Tiefe ankam.

„Hier sind wir völlig sicher," sagte er zu seinen Gefährten, welche einer nach dem andern zu ihm hinunterkletterten. „In diese Schlucht wagt sich keiner der verwünschten Grünröcke hinab; hier können wir das Gewitter ungefährdet vorüberziehen lassen, ehe wir unsere Wanderung fortsetzen.

Abermals schlängelte sich ein Blitz am dunkeln Nachthimmel hin.

In demselben Augenblick scholl ein Ruf des Schreckens aus den Reihen der Schwärzer. Bei dem Aufleuchten des Blitzes hatten sie auf der gegenüberliegenden Seite der Schlucht mehrere Gestalten gesehen.

Unschlüssig, ob sie bleiben oder fliehen sollten, standen die Schmuggler.

„Verrath!" scholl es aus des Führers Munde.

Jetzt krachte ein Schuß durch die Nacht, dann ein zweiter.

Die Meisten warfen die Packen von sich und suchten durch schleunige Flucht dem Verderben zu entrinnen. Der kleinere Theil der Schwärzer, aus Männern bestehend, welche der Gefahr schon oft ins Auge geschaut hatten, wich nicht zurück. Sie machten sich zum Kampfe bereit, entschlossen, eher zu sterben, als sich gefangen zu geben.

Der Kampf begann. Von allen Seiten stiegen die Douaniers in die Schlucht hinab, von den Büchsen der Pascher begrüßt, welche sich, da sie sahen, daß ihnen jeder Ausweg zur Flucht versperrt war, zu einem Verzweiflungskampf rüsteten.

Jeder Fußbreit Erde mußte von den Grenzjägern mit Blut erkauft werden; die Schmuggler wehrten sich wie die Rasenden und mehr als einmal schlugen sie ihre Gegner zurück.

Endlich aber mußten sie der Uebermacht erliegen; vier Schwärzer blieben todt auf dem Kampfplatze, die andern wurden nach mannhafter Gegenwehr überwältigt und gefangen genommen.

Nur der Führer der Bande entkam. Er hatte sich hinter einem Felsblock verborgen, als die Douaniers in die Schlucht hinabstiegen. Sie stürmten an ihm vorüber, ohne ihn zu bemerken.

In der Verwirrung des Gefechts entfloh er nach der entgegengesetzten Seite. Ein Gebüsch, welches sich bis zur Hälfte der Felswand empor erstreckte, nahm ihn auf. Auf einem verschlungenen, selbst unter den Paschern nur Wenigen bekannten, Wege suchte er den Gipfel des Felsens zu erreichen. Aber er hatte kaum denselben zur Hälfte erstiegen, als sein Blick auf eine Mannesgestalt traf, die, an einen Baum gelehnt, ihm den Weg zu versperren schien. Der Schwärzer griff nach seinem Pistol. Dasselbe hervorziehen und den Hahn spannen, war das Werk einer Secunde. Ein Blitz zeigte ihm das Gesicht seines Gegners — Veit Unstätten stand ihm gegenüber.

„Verräther, elender Gesell!“ knirschte der Schmuggler und richtete die Waffe auf die Brust des Scharfrichters. Der Schuß krachte, aber in dem Anfall von Raserei hatte der Pascher sein Ziel verfehlt. Im nächsten Augenblick fühlte er sich von einer Eisenfaust ergriffen und zu Boden geschleudert.

Der Schmuggler hörte noch, daß, gleichsam als Antwort auf seinen Schuß, mehrere Büchsen krachten; dann verließ ihn die Besinnung.

Eine Stunde später wurde in Bischofsgrün an die Thür der Schenke geklopft und der Wirth von dem Ueberfall in der Thalschlucht in Kenntniß gesetzt; zugleich wurde ihm mitgetheilt, daß sein Bruder verwundet und bewußtlos im Walde läge und die Stelle genau bezeichnet, wo er aufzufinden sei.

Ehe der erschrockene Schenkwirth den Ueberbringer der Hiobsbotschaft, den er als einen der Schmuggler, welche den Douaniers entkommen waren, zu erkennen glaubte, nach einer näheren Beschreibung ausforschen konnte, war derselbe verschwunden.

Als die Douaniers am nächsten Morgen in der Schenke Haussuchung hielten, fanden sie das Nest leer und den Wirth entflohen. Er hatte sich in derselben Nacht mit seiner Familie weiter in's Land hinein geflüchtet.

Von dem Führer der Schmuggler ging ebenfalls jede Spur verloren. Umsonst war die Mühe, welche der Präfekt in Bayreuth sich gab, um seiner habhaft zu werden, vergeblich wurde im Gebirge nach ihm gesucht, er schien verschwunden.

Am Morgen, welcher dem Ueberfall folgte, wurden die ergriffenen und gefesselten Schwärzer unter starker Bedeckung in Bayreuth eingebracht und dem Militärgefängniß auf dem Brandenburger übergeben. Unter der Menge, welche den traurigen Zug durch die Stadt geleitete, befand sich auch Veit Unstätten.

V.

Trotzdem die französischen Behörden mit Sicherheit darauf rechneten, den Schmugglerbanden des Fichtelgebirges das Handwerk für längere Zeit gelegt zu haben, denn ein panischer Schrecken hatte seit jener Nacht alle Bewohner der Umgegend erfaßt, zeigte sich doch bald, daß sie von einer Täuschung befangen waren. Kurz nach einander wurden drei Douaniers erschossen und zwar in einer so räthselhaften, mysteriösen Weise, daß man in Bayreuth allen Ernstes wieder anfing, an die Existenz des geheimnißvollen Schützen, des Waldteufels, an welcher man so lange gezweifelt hatte, zu glauben. Daß sämmtliche Douaniers von einer Hand erschossen worden waren, schien aus dem Umstande hervorzugehen, daß auch nicht die geringste Beraubung der Leichen vorgefallen und die Kugeln, denen sie erlegen, von ganz gleicher Form waren. Es waren Büchsenkugeln von gewöhnlicher Größe, nur von etwas schwererem Gewicht, als es sonst Kugeln von derselben Beschaffenheit zu sein pflegen. Diese Wahrnehmung war die Basis, auf der jetzt umfassende Forschungen angestellt wurden. Der Tod des Capitains Francarville hatte den Präfekten aus seiner bequemen Unthätigkeit aufgeschreckt, und die drei Leichen, welche, anstatt wie die früher

Erschossenen nach Breitenbrunn, jetzt nach Bayreuth gebracht und hier nach vorgenommener Obduction bestattet wurden, dienten dazu, ihn wach zu erhalten und zu energischer Untersuchung des Thatbestandes anzuspornen.

Aber das tiefe Dunkel, welches die Person des gefürchteten Wildschützen verhüllte, schien sich noch immer nicht lichten zu wollen. Obwohl man die gefangenen Schmuggler den schärfsten Verhören aussetzte und durch Drohungen der schlimmsten Art von ihnen zu erfahren suchte, wer dieser gefährliche Feind der Franzosen sei, wie sein Name laute und wo er sich vor dem wachsamen Auge der Militär-Behörde versteckt halte, so sagten doch Alle einstimmig aus, nicht mehr von ihm zu wissen, als was der Volksmund von ihm erzähle. Zwar behaupteten Einige, ihn gesehen zu haben, aber ihre Aussagen wichen in Betreff einer Beschreibung seiner Person so sehr von einander ab, daß die Sache mit jedem Tage verwickelter wurde. Nirgends zeigte sich ein Anhaltspunkt, an den es anzuknüpfen möglich gewesen wäre. Zuletzt bildeten sich in ihrem eigenen Lager Spaltungen. Der Präfekt sprach für die Existenz des Waldteufels und Oberst Mercier bestritt dieselbe. Anfänglich hatte sich auch der Oberst auf die Seite des Präfekten geneigt; aber Veit Unstätten, welcher in dieser Zeit sich oft tagelang in Bayreuth aufhielt und viel mit ihm verkehrte, erklärte das Vorhandensein des Schützen, welchen das abergläubische Landvolk mit übernatürlichen Kräften ausgerüstet glaubte, für ein Ammenmärchen.

Dem Franzosen imponirte das sichere entschlossene Auftreten des Geächteten. Mercier hatte die Diensteifrigkeit des Scharfrichters, wenn es galt, Frankreichs Sache zu nützen, zu öfteren Malen erprobt und vertraute ihm blindlings.

Unstätten wurde aus diesem Grunde von allen Gutgesinnten,

die das milde Scepter des damaligen Hohenzollers und die leutselige Freundlichkeit seines Ministers Hardenberg nicht vergessen konnten, als der gefährlichste Verbündete der Franzosen, als der verächtlichste Scherge der Fremdherrschaft betrachtet. Früher hatte man die Verachtung, welche auf seinem Amte lastete, mit scheuer Furcht zu verbergen getrachtet, jetzt trat sie offen zu Tag. „Feiler Spion", dieses Wort traf nicht selten sein Ohr, wenn er die Straßen der Stadt durchschritt, oder im Gebirge umherwanderte. Früher hatte doch hin und wieder eine mitleidige Seele ihn eines Grußes, eines kurzen, freundlichen Wortes gewürdigt, (dies geschah jedoch nur außerhalb der beiden Städte, deren Nachrichter er war) wenn er erschöpft aus den Bergen ins Thal hinabstieg und hier in einer Dorfschenke Rast und Labung suchte; jetzt verschloß sich ihm die Thür, wenn er anklopfte und nur ein Mann von so außerordentlicher Körperkraft, wie er, konnte es wagen, sich allein ins Gebirge zu begeben, ohne sich der Gefahr auszusetzen, von den empörten Bauern todtgeschlagen zu werden. An Drohungen fehlte es nicht, aber der Aberglaube, der ihn für gefeit und mit der schwarzen Kunst vertraut erklärte, schützte sein Leben. Veit wußte dies und deswegen setzte er unbesorgt und unbekümmert sein ruheloses Treiben fort. Aber seltsam genug, wenn eine halblaute Verwünschung sein Ohr traf, oder sein Auge den zornigen Blicken des Hasses und der Verachtung begegnete, erschien stets um seine Lippen ein mildes, wehmüthiges Lächeln. Wohl gewahrte man dieses Lächeln und hielt es für den Ausdruck höhnischer Freude, man schwur ihm heiße, blutige Rache — aber dennoch wagte Keiner, die Hand gegen ihn zu erheben.

Seine greise Mutter schien seit jenem Morgen, an welchem er, aus dem Gebirge zurückgekehrt, ihre Knie umfaßt hatte, anderen Sinnes geworden zu sein. Welche Mittel er angewandt

hatte, um der alten Frau ihren Verdacht, den die französischen Goldstücke beinahe zur Gewißheit hatten werden lassen, auszureden, auf welche Weise er sie veranlaßt hatte, ihm wieder die alte Liebe, die alte Zärtlichkeit zuzuwenden, blieb ein Räthsel für das Gesinde in der Frohnerei. Daß die Matrone aber mehr als je, wenn dies überhaupt möglich war, an ihrem Sohne hing, das vermochte ein einziger Blick auf die fast ängstliche Sorgfalt, mit der sie um ihn bemüht war, festzustellen. Liebkosend glättete sie seine Stirn, wenn er ermüdet und verstört heimkehrte und wenn er Abschied nahm, hing sie an seinem Halse, als wäre es ein Lebewohl für das ganze Leben. In seiner Abwesenheit war die Bibel ihr Trost, ihre Stütze. Gefaßt erwartete sie seine Wiederkehr und wenn dann sein wohlbekannter Schritt seine Nähe verkündete oder seine Stimme Einlaß begehrte, eilte sie ihm, außer sich vor Freude, entgegen, als wäre er soeben einer drohenden Gefahr entronnen. Daß die fortwährende Aufregung, in der sie sich befand, ihren schwachen, siechen Körper vollends zerstörte, fühlte sie nicht. Aber um so mehr empfand es Veit. Er sah mit tiefem Schmerz, daß seine Mutter dem Grabe entgegeneilte und daß sein unstetes, verborgenes Treiben ihren Tod zu beschleunigen drohte. Was in ihm vorging, war er ängstlich bemüht, ihr zu verhüllen. Ihr gegenüber erschien er heiter und guten Muthes, wenngleich die innere Unruhe, welche ihn nur allzu heftig anklagte, ihn fast verzehrte. Aber er konnte nicht mehr zurück, er mußte vollenden, was er begonnen hatte — sein Geschick riß ihn fort, unaufhaltsam dem dunklen Ziele entgegen; es trieb ihn dahin über das geöffnete Grab seiner Mutter.

Eines Tages erzählte man sich in Wunsiedel und Bayreuth auf allen Gassen und Marktplätzen, daß in der Nacht die auf dem Brandenburger gefangen gehaltenen Schwärzer ausgebrochen und unter

dem Schutze der Nacht entflohen seien, nachdem sie den Gefangenwärter unschädlich gemacht und zwei französische Gensd'armen erschlagen hätten. Schon vor längerer Zeit war ihnen ihr auf Tod lautendes Urtheil verkündigt worden; dasselbe sollte nach wenigen Tagen vollstreckt werden. Da das Militairgefängniß gerade zu der Zeit, in welcher das französische Spionswesen in seiner höchsten Blüthe stand, mit Verdächtigen fast überfüllt war, hatte man die Schmuggler in einem untern Saale des Seitengebäudes untergebracht. Von hier aus waren sie geflüchtet. Räthselhafte Umstände hatten bei dieser Befreiung mitgewirkt, denn erst mehrere Stunden nach der gelungenen Flucht hatte man das Entweichen der Gefangenen entdeckt. Gensd'armen und Douaniers setzten ihnen nach, aber sie schienen wie von der Erde verschwunden zu sein. Diese Kunde gelangte auch zu dem Ohre der Greisin. Stolz erhob sie das müde, gebeugte Haupt, ihr Auge blitzte, und als die Magd, welche ihr die Nachricht mitgetheilt, ihr einsames Stübchen verlassen hatte, faltete sie die Hände und betete mit Inbrunst, daß es den Verfolgten gelingen möge, ihren Feinden zu entrinnen.

Als Veit gegen Abend heimkehrte, schloß sie die Thür hinter ihm zu.

Lange noch brannte die Lampe im kleinen Stübchen. Mitternacht war längst vorüber, als Beide, Mutter und Sohn, zur Ruhe gingen.

Mit einem Gebet für ihren Sohn auf den Lippen schlief die Greisin ein.

VI.

Westlich von der Louisenburg erhebt sich neben den Ruinen zweier Burgthürme, des großen und kleinen Habersteins, der Konradsberg. Derselbe ist mit Steinen besäet, die den Weg zu seinem Gipfel zu versperren scheinen. An seinem Fuße strömt ein Giesbach vorüber, dessen beide Ufer mit dichter Waldung bedeckt sind.

Eine kleine hölzerne Brücke vereinigte beide Ufer mit einander. Hier führte der Weg nach Regensburg vorüber. Es war allerdings nur ein Gebirgspfad, den einzig und allein der des Weges Kundige zu beschreiten wagen durfte, denn es führten so viele Nebenpfade von der Hauptstraße ab, daß der geringste Irrthum schon hinreichend gewesen wäre, den Wanderer in ein Labyrinth von Felsen und Schluchten zu führen, in welchem derselbe Tage lang umherirren konnte, ohne einen Ausweg zu finden.

Auf diesem Wege wurde viel geschmuggelt, und um dies zu verhüten, befand sich hier ein Douanierspoften, welcher gewöhnlich mit zwei Grenzjägern besetzt wurde.

Seit der Nacht, in welcher der Hauptschlag gegen die Schmuggler geführt worden war, hatte man es nicht mehr für nöthig erachtet, zwei Douaniers hier zu postiren, zumal der

Grenzjäger, dem in dieser Nacht das Wächteramt anvertraut war, zu den tapfersten und schlauesten aller längs der Grenzlinie zerstreuten Douaniers gehörte. Er war von Geburt ein Franzose und hatte mit Auszeichnung in den Schlachten gefochten, welche Oesterreichs Erbländer in die Hand des siegesstolzen Corsen geliefert.

In seinen Mantel gehüllt, den die rauhe Gebirgsluft nöthig machte, stand der Douane neben einer vorspringenden Felswand. Der Mond schien hell und spiegelte sich in dem Giesbache, auf dessen steilem rechtem Ufer der Franzose stand.

Während der Nacht wurde seine Aufmerksamkeit nicht eine Secunde, weder durch den Tritt eines menschlichen Wesens, noch durch irgend ein verdächtiges Geräusch, in Anspruch genommen. In todesähnlichem Schweigen lag die ganze Gegend.

Der Morgen graute schon; lichte Streifen, die nahen Vorboten des Sonnenaufgangs, erschienen im Osten. Der Douanier hatte sich gegen die Felswand gelehnt. Plötzlich erhob er den Kopf und spähte hinüber nach dem jenseitigen Ufer.

Die Gestalt eines Mannes erschien zwischen den Büschen.

Im nächsten Augenblick hatte der Zollwächter seine Büchse erhoben und harrte auf den Augenblick, in welchem die fremde Erscheinung die Brücke betreten würde. Aber was der Franzose erwartete, geschah nicht. Der Fremde blieb am jenseitigen Ufer stehen. Ohne Zweifel hatte er den Grenzjäger erblickt.

Jetzt erscholl ein Anruf von Seiten des Douaniers. Keine Antwort erfolgte. Noch einmal wiederholte der Franzose seine Aufforderung, über den Fluß zu kommen; dann schlug er an. In demselben Moment blitzte es drüben hell auf — und der Douanier stürzte, durch die Brust geschossen, lautlos zusammen.

Gleich nach dem Schusse verschwand die Gestalt jenseits des Ufers in den Büschen. Alles blieb still. —

Der Douanier war todt. Die Kugel des fremden Schützen war ihm in die Brust gedrungen. Das Schweigen des Grabes lagerte sich über die Felsen. —

Die Leiche des Erschossenen wurde von einem Gensd'armen gefunden, der, auf dem Wege nach der böhmischen Grenze, sich in dem Labyrinth der Schluchten und Thäler verirrt hatte und auf's Gradewohl auf den Felspfaden umherkletterte. Erst gegen Abend gelangte durch ihn die Kunde von der neuen Mordthat nach Bayreuth. Dieselbe diente dazu, den abergläubischen Schrecken, welchen die geheimnißvolle Flucht der Schwärzer aus dem Militairgefängniß auf dem Brandenburger wieder erweckt hatte, in seinem ganzen früheren Umfange herzustellen.

Der todte Douanier wurde nach Bayreuth gebracht und hier mit derselben eine Obduction vorgenommen. Die Kugel, welche seinem Leben ein Ende gemacht hatte, saß eingeklemmt zwischen den Rippen, unweit des Herzens. Es war wieder eine jener Kugeln, welche schon seit längerer Zeit die Aufmerksamkeit der Militairärzte erregt hatte. Man verglich sie mit denjenigen, welche aus den Leichen der früher in ähnlicher Weise Getödteten entfernt worden waren, und gelangte schnell zu dem Resultat, daß sie, wie alle anderen, aus ein und demselben Rohre geschossen war.

Diese Wahrnehmung erfüllte die Douaniers mit Zorn und Schrecken. Sie drangen energisch darauf, daß eine neue, strengere Nachforschung nach dem geheimnißvollen Schützen angestellt werde, und beruhigten sich nicht eher, als bis ihnen der Präfekt und Oberst Mercier die bestimmte Zusicherung gegeben hatten, in kür-

zester Zeit eine Untersuchung anzuordnen, die zur Entdeckung des Mörders der Grenzjäger führen würde.

Seit jenem Tage wurde jeder Grenzposten mit zwei Douaniers besetzt und die Tapfersten und Kühnsten an die gefährlichsten Punkte gestellt.

Von den entflohenen Schwärzern wurde jedoch keine Spur aufgefunden. Das Einzige, was über ihre Entweichung ruchbar wurde, bestand in der Aussage eines Bauers aus Schönlind, welcher am Morgen nach jener Nacht, in welcher sie ausgebrochen waren, einem Trupp Männer begegnet sein wollte, welcher, in der Richtung nach Wunsiedel, das Fichtelgebirge zu erreichen bestrebt war.

Die französische Behörde versuchte zwar, die Erzählung dieses Bauers als Basis für eine sorgfältige Untersuchung zu benutzen; aber es stellte sich gar bald heraus, daß die Aussagen des Mannes zu ungenau und unbestimmt waren, als daß hier ein erfolgreicher Anknüpfungspunkt hätte gefunden werden können.

Die Schmuggler waren und blieben verschwunden. Das räthselhafte Dunkel, welches den Dämon des Gebirges umgab, den man nur noch mit dem Namen „der Waldteufel" bezeichnete und dem das abergläubische Landvolk die Kunst zuschrieb, sich unsichtbar machen zu können und kugelfest zu sein, verhüllte auch ihre Flucht.

Seit mehreren Tagen lag Veit's Mutter schwer erkrankt danieder. Die fieberhafte Erregung, in der sie sich seit Wochen befunden, hatte ihren schwachen, erschöpften Körper aufgerieben. Ihr Tod stand nahe bevor. Veit wich nicht von dem Lager seiner Mutter. Jetzt, da sie so sehr litt und jeder Augenblick ihr letzter sein konnte, zeigte sich die große, tiefe Liebe des wilden, trotzigen Mannes zu der Greisin in ihrem ganzen Umfange. Seit

der Stunde, in welcher sie bewußtlos zusammengesunken war und zwischen Tod und Leben rang, schien er völlig umgewandelt. Sonst hatte er alle Stürme seines Herzens, seines Gemüthes, in sich verschlossen und sie in der Tiefe seiner Brust austoben lassen, nie hatten seine Züge einem fremden Auge offenbart, was seine Seele erhob oder niederschmetterte. Die Drangsale des Lebens, denen er mehr ausgesetzt gewesen war, als irgend ein Anderer, die Verachtung, welche ihn, den Ausgestoßenen, den Gebrandmarkten, getroffen hatte, war nicht im Stande gewesen, ihn zu beugen; jetzt aber, als er an der Seite seiner sterbenden Mutter saß und ihre kalten Hände in den seinigen hielt, war es, als ob mit einem Male alle Schranken brächen, welche seine Gefühle so lange eingezwängt hatten. Seine stolze bewußte Haltung erschien gebrochen, seine markige klangvolle Stimme war matt und heiser, seine Augen, welche bisher eine so eiserne Willenskraft ausgestrahlt, glanzlos und trübe. Mit Beben schaute er der furchtbaren Gewißheit entgegen, seine Mutter — das einzige menschliche Wesen, welches ihn geliebt — verlieren zu müssen. Und als nun der Augenblick kam, welcher das Band für immer zerreißen sollte, welches den Geächteten an die Welt, an das Leben knüpfte, als sie zum letzten Male die Hände um seinen Hals schlang und sein von Thränen überfluthetes Antlitz an ihrer Brust ruhte, als sie mit ersterbender Stimme den Segen Gottes auf ihn herabbeschwor und ihm ihren Argwohn abbat, der so schwer auf ihm gelastet — als sie mit seinem Namen auf den Lippen starb, da schrie er in sinnlosem Schmerze auf, zerraufte sich das Haar und grub seine Nägel tief in seine Brust ein. So ras'te er lange Zeit, bis er erschöpft zusammenstürzte. Als er wieder zu sich kam, packte ihn ein neuer Anfall von Verzweiflung. Er warf sich über die Leiche seiner Mutter, sie beschwörend, zu erwachen. Er klagte sich an,

daß er sie getödtet habe. Nur mit Mühe gelang es dem Gesinde, ihn von der Leiche zu entfernen.

So lange die Leiche seiner Mutter über der Erde war, wechselte sein Zustand zwischen der Raserei des Schmerzes und der starren, unheimlichen Ruhe der Verzweiflung.

Erst, als man den Sarg, welcher Alles barg, was dem Verlassenen Trost und Schutz geboten gegen die Verachtung der Menschen, der Erde übergeben hatte, ward sein Schmerz ruhiger und gefaßter. Ein plötzlicher, unwiderruflicher Entschluß schien alle seine Lebensgeister wieder neu geweckt zu haben. Er säumte nicht, diesen Entschluß auszuführen.

Mehrere Nächte lang blieb er seiner Behausung fern. Wenn er des Morgens heimkehrte aus den Bergen und mit allen Zeichen der äußersten Erschöpfung das Lager suchte, haftete sein Blick zuerst lange an dem Bilde seiner Mutter, welches die Wand über seinem Bette schmückte. Dieser Blick schien zu sagen: „Bald folge ich Dir.“

Eine Woche war seit dem Tode der Greisin verflossen.

Es war gegen Morgen, als ein Trupp Douaniers und Gensd'armen, an deren Spitze sich Oberst Mercier und sein Adjutant Kellermann befanden, aus Bayreuth auszog und die Straße nach dem Fichtelgebirge, und zwar die Richtung nach der Louisenburg, einschlug. Neugierig blickten die Bayreuther den Abziehenden nach, deren Ausrüstung bewies, daß sie einen langen, beschwerlichen Marsch vor sich hatten. Obgleich von Seiten der Militärbehörde der Zweck und das Ziel geheim gehalten worden waren, hatte sich doch in der Stadt die Kunde verbreitet, daß die Expedition unternommen würde, um des Waldteufels und sei-

ner Complicen, denn als solche bezeichnete man die entflohenen Schmuggler, habhaft zu werden.

Zur Ehre der Bayreuther Bevölkerung wollen wir berichten, daß es unter derselben nur Wenige gab, die dem Streifzuge einen glücklichen Erfolg wünschten; so sehr waren die Franzosen und besonders die Douaniers verhaßt.

Die Franzosen marschirten schweigsam und ohne jene Freudigkeit, welche den braven Soldaten in den Kampf zu begleiten pflegt. Zum größeren Theil hatte der Aberglaube des Volkes, der Wildschütz, zu dessen Ergreifung sie auszogen, sei vertraut mit der schwarzen Kunst, auf sie eingewirkt. In ihren Gesichtern zeigten sich mürrisches Zagen und scheue Verdrossenheit. Oberst Mercier bemerkte wohl, was die Meisten sich kaum Mühe gaben zu verbergen, aber er zählte auf die Ueberlegenheit seiner Schaar in Bezug auf Zahl und Waffen, auf seine eigene Tapferkeit und — auf Veit Unstätten.

Der Scharfrichter hatte ihm vor einigen Tagen fest zugesichert, den sogenannten Waldteufel und dessen Genossen, deren Aufenthaltsort er erkundschaftet hätte, lebendig oder todt in seine Hände zu liefern, wenn man ihm eine Anzahl Bewaffneter zu Gebot stellte, über die er nach eigener Ansicht verfügen könnte.

Oberst Mercier hatte den Präfekten mit leichter Mühe veranlaßt, auf Unstättens Anerbieten einzugehen; er selbst wollte es sich nicht nehmen lassen, bei der Verhaftung oder Erschießung des gefürchteten Schützen gegenwärtig zu sein.

Gegen Abend, als sie nicht weit mehr entfernt waren von der Louisenburg, gesellte sich Veit Unstätten zu ihnen. Der Scharfrichter erschien wieder als der schweigsame, finstere Mann von früher. Nachdem er einige Worte mit dem Obersten ausgetauscht, welche Bezug hatten auf den Zweck des nächtlichen Mar-

sches und ein zufriedenes Lächeln auf dem Antlitz des Franzosen hervorriefen, schritt er dem Zuge voran.

Die wilde, romantische Gegend, welche mehr und mehr von der hereinbrechenden Dämmerung verhüllt wurde, die steilen Felswege, welche nicht ohne Gefahr für die des Weges Unkundigen zu erklimmen waren, die Abgründe, welche oft zu beiden Seiten des schmalen Pfades gähnten, die beschwerliche Wanderung durch Gestrüpp und Buschwerk, über mächtige Felsstücke, über glatte Moosstrecken, über Felsspalten und Klüfte und durch unwegsame Schluchten, übten auf die langsam Dahinschreitenden einen unheimlichen, niederdrückenden Einfluß aus. Selbst Oberst Mercier konnte sich eines solchen Eindrucks nicht erwehren. Aber ein Blick auf Unstätten, der kühn und sicher an seiner Seite dahinschritt, und der Gedanke an den glücklichen Fang, gaben ihm seine Ruhe zurück. Hatte Veit sich nicht schon in französischen Diensten bewährt? Durfte er einem Manne mißtrauen, der ihm schon so viele Beweise seiner Anhänglichkeit gegeben hatte? Und war nicht die Habgier Unstättens die beste Gewähr für seine Treue?

Mercier verbannte, durch diese Gedanken beruhigt, jeden Argwohn gegen Veit. Aber hätte er nur einen Blick in die Brust des Mannes thun können, welcher so ruhig, so unbefangen neben ihm dahinschritt, er wäre eines Andern belehrt worden.

Es war eine Nacht, so recht zum Ueberfall geeignet. Der Himmel war behangen mit dunklen Regenwolken, die sich jeden Augenblick zu entladen drohten.

Um 10 Uhr erreichten die Franzosen die Ruinen der Luchsburg. Nach Veit's Anordnung hatten sie von drei Seiten den Berg erklommen. Auf der Stelle, wo früher das Hauptthor des Schlosses gestanden, fanden sich die drei Abtheilungen wieder zusammen. Es war dies auf der Südostseite. Hier hieß Unstätten

die 30 Mann starke Schaar Rast halten. Dann zog er den Oberst bei Seite und bat denselben, ihm nach der südwestlichen Seite des Burgraumes zu folgen. Dort führte er ihn auf einen erhöhten Platz, von welchem die ganze Umgegend zu überschauen war.

Zu den Füßen der beiden Männer dehnte sich die im ersten Kapitel unserer Erzählung bereits erwähnte, von Granitblöcken umschlossene Schlucht aus. Hier befand sich der tiefe Abgrund, der im Volksmunde das „Franzosenloch“ heißt und den wir im Anfange unserer Novelle schon einige Male genannt haben.

Schweigend standen der französische Oberst und der vermeintliche Spion auf der schwindelnden Höhe. Das Schweigen des Todes lag ausgebreitet über das Felsenlabyrinth, in dessen Mitte sie sich befanden. So weit sie schauen konnten, war Alles in Nacht gehüllt.

Mercier unterbrach zuerst die Stille, welche ein unheimliches, drückendes Gefühl in ihm hervorrief. Er fragte Unstätten, weshalb er ihn aus dem Kreise seiner Gefährten entfernt und ihn hierher an diesen einsamen Ort geführt habe.

„Der Mörder Ihres Freundes Francarville und seiner unglücklichen Kameraden ist in Ihren Händen,“ sagte der Scharfrichter in feierlichem Tone. „Binnen kurzer Zeit werden Sie ihn Auge in Auge erblicken, — wenn dies bei der Dunkelheit möglich ist.“

Diese letzten Worte sprach er nicht ohne einen Anflug von Spott, welcher indessen von dem Franzosen nicht bemerkt oder beachtet wurde. Oberst Mercier war viel zu sehr mit dem Gedanken beschäftigt, des gefürchteten Schützen habhaft zu werden, als daß er sich um die spöttische Bemerkung eines Mannes kümmerte, den er, trotz seines Verstandes und seiner Brauchbarkeit für die Zwecke der französischen Regierung, zu deren Hauptaufgabe es

in der damaligen Zeit gehörte, durch taugliche Subjecte ihr Spionirsystem zur höchsten Blüthe zu bringen, gründlich verachtete.

„Du kennst seinen Namen?“ fragte er hastig.

„Nein, Herr,“ war die feste Antwort des Geächteten.

„Aber Du hast erkundschaftet, daß er hier sich aufhält?“

„Dort ist sein Schlupfwinkel, dort haust er mit seinen Genossen.“

Veit deutete, indem er dies sagte, mit der Hand nach der Gegend, wo der Abgrund lag.

Zum zweiten Mal überkam den Oberst eine argwöhnische Regung, von der er sich keine Rechenschaft zu geben vermochte, und die er deshalb energisch ans seinem Innern zu bannen bestrebt war.

„Weshalb zögern wir, uns seiner zu bemächtigen?“ rief er, von neuen Zweifeln beherrscht.

Aber der ruhige, sichere Ton, in welchem Unstätten entgegnete, daß es noch nicht an der Zeit sei, hinabzusteigen in die Schlucht und daß erst ein Zeichen erfolgt sein müsse von einem der Schmuggler, den er mit Gold erkauft habe, schlug seinen Verdacht gänzlich nieder.

Er hüllte sich in seinen Mantel und setzte sich auf einen am Wege liegenden Felsblock. Der Scharfrichter folgte seinem Beispiele, und da weder der Oberst, noch irgend einer der Gensd'armen und Douaniers, welche ihm bei diesem Streifzuge untergeordnet waren, die Umgegend der Luisenburg kannte, so mußte Veit ihm eine genaue Beschreibung der Gegend entwerfen. Zugleich enthüllte ihm Unstätten seinen Plan, wie er gedächte, der Schmugglerbande habhaft zu werden und kein Mitglied derselben entkommen zu lassen.

Der Plan war gut und leicht ausführbar. Dies leuchtete dem erfahrenen Soldaten des Kaiserreiches sofort ein. Er konnte nicht umhin, dem Scharfblick Unstätten's seinen ganzen Beifall zu zollen.

Mercier war noch nicht lange mit seiner Lobrede, welche Veit's strategischem Talent galt, zu Ende, als seine Aufmerksamkeit gefesselt wurde durch einen schrillen Pfiff, welcher aus der Ferne zu ihnen herübergellte.

„Was war das?“ fragte er, von seinem Sitze aufspringend.

Der Scharfrichter holte tief Athem, als sei ihm eine Felsenlast von der Brust gewälzt.

„Es ist das Zeichen,“ sagte er dumpf, seine Büchse krampfhaft erfassend.

Zu seinem Glück war die Dunkelheit so groß, daß es dem Obersten völlig unmöglich war, in seinen Gesichtszügen zu lesen. Eine furchtbare Aufregung lag in Veit's Mienen, jede Muskel in seinem Antlitz zuckte und in seinen Augen lag der Ausdruck einer wilden, dämonischen Freude.

„Es ist Zeit zum Aufbruch. Die Stunde der Entscheidung ist da,“ sagte er, nur mühsam seine Bewegung unterdrückend.

Wenige Augenblicke später kletterten die Gensd'armen und Douaniers den Fels hinab, auf dessen Höhe sie Rast gehalten.

Veit führte den Zug. Oberst Mercier übertrug ihm bereitwillig die Oberleitung der Expedition und die Anordnungen, die Befehle, welche Unstätten gab, ließen den Franzosen nicht bereuen, daß er auf diese einzige Bedingung des Scharfrichters eingegangen war.

Eine viertelstündige Wanderung, welche in lautlosem Schweigen vollbracht wurde, führte den Trupp vor die Felsspalte, durch welche einzig und allein in die Schlucht zu gelangen war, die nach

Veits Angabe passirt werden mußte, um in die Nähe des Verstecks der Schwärzer zu gelangen.

Einer nach dem Andern drängte sich durch die enge Felsöffnung. Jetzt waren sämmtliche Franzosen in der Schlucht.

Veit hatte sich am Eingange der Schlucht aufgestellt; er athmete tief auf, als der letzte Douanier durch die Spalte schlüpfte. Es schien einen Augenblick, als wollte er auf demselben Wege die Schlucht wieder verlassen, auf dem er und seine Begleiter das ringsum von steilen Felsen eingeschlossene Plateau erreicht hatten.

Aber im nächsten Moment schon hatte er sich anders besonnen.

„Es muß sein," murmelte er sich vor sich hin. „Gott sei mir gnädig!" —

Nach diesen Worten schritt er dem französischen Obersten, welcher ihn zu suchen schien, entgegen. Mercier war eben im Begriff, eine Frage an ihn zu richten, als Unstätten eine kleine Flöte hervorzog und zum Munde führte.

Ein kurzer Pfiff — und plötzlich wurde es auf den Felsen, welche die Schlucht auf der linken Seite einschlossen und lange nicht so hoch, wie die ihnen gegenüberliegenden waren, lebendig. Rauhe Stimmen erschallten, Waffen klirrten. Gleich darauf streckten zwei Schüsse, welche in kurzen Zwischenräumen nach einander erfolgten, zwei Douaniers zu Boden.

Mercier erkannte sogleich, daß er in eine Falle gerathen sei. Unstätten war es, der ihn verrathen hatte. Den Degen aus der Scheide ziehen und auf Veit zustürzen, war das Werk einer Sekunde.

Aber dieser hatte sich vorgesehen. Er sprang zurück und Mercier's Waffe durchschnitt die Luft. Im nächsten Augenblick fühlte sich der Oberst von zwei eisernen Armen umschlungen, empor gehoben und fortgeschleppt.

Von allen Seiten brach das Verderben herein über die Franzosen. Der einzige Rettungsweg, die Felsspalte, war von außen versperrt; es blieb ihnen nichts Anderes übrig, als nach der Richtung, welche nicht von Felswänden begrenzt schien, ihr Heil in schleuniger Flucht zu suchen. Ein Kugelregen ergoß sich auf die Fliehenden.

Bald hatten die Ersten das niedrige Gesträuch erreicht, welches den auf jener Seite liegenden Abgrund verbarg, der später nach ihnen benannt werden sollte. Die Nacht war der beste Bundesgenosse der Schwärzer. Denn alle Douaniers, welche ihren Kugeln entgingen, fanden, getäuscht durch das Gestrüpp und irre geleitet durch die Dunkelheit, den Tod auf dem zackigen Felsgrund des Abgrundes.

Als der Morgen graute, traf der erste Strahl der Sonne auf ein Leichenfeld. Von der dreißig Bewaffnete zählenden Schaar, welche Oberst Mercier aus Bayreuth geführt hatte, waren nur noch fünf am Leben. Und auch von diesen starben noch zwei während des Transports, welcher erst am Abend bewerkstelligt werden konnte.

Unstätten's zerschmetterte Leiche wurde unten in der Tiefe des Abgrundes aufgefunden.

Noch im Tode hielt er Merciers entseelten Körper umfaßt. Getreu seinem Entschlusse, seiner Mutter zu folgen, hatte er sich mit dem Franzosen hinabgestürzt.

Die von ihm aus dem Bayreuther Gefängnisse befreiten Schmuggler hatten ihm geholfen, blutige Vergeltung zu üben an den Mördern ihrer Brüder, an den Feinden Deutschlands. Nach seinem Tode kam Alles an den Tag. Er hatte die Rolle eines französischen Spions gespielt, um sein Rächeramt ungefähr-

deter vollziehen zu können, welches er, der Dämon des Fichtel=gebirges, „der Waldteufel", zum Verderben der Franzosen geübt hatte. Seine Mutter hatte sein Geheimniß getheilt. Er büßte sein Doppelspiel mit freiwilligem Opfertode!

Im Hummellande.

(Oberfranken.)

Es ist ein schönes sonniges Bergland, dieses Oberfranken, eine herrliche Perle in der Krone Bayerns. Durchströmt vom hellen Mainflusse und bewohnt von einem echten deutschen Volksstamme, liegt es nahezu im Herzen unseres Vaterlandes. Auf seinem Flächenraum von ungefähr 100 Quadratmeilen, an Böhmen und Sachsen, so wie an die bayerischen Provinzen Oberpfalz, Unter- und Mittelfranken gränzend, leben circa 430,000 Einwohner; Zweige des Fichtel- und Erzgebirges, so wie des Thüringer Waldes, durchziehen den nördlichen und östlichen Theil des Landes, welches von dem rothen und weißen Main, von der Pegnitz, der Wiesent, der fränkischen Saale, der Eger und der Nab durchschnitten wird. Die Bevölkerung ist ostfränkischen Ursprungs mit einer wendischen Mischung in den nach Böhmen hin gelegenen Gebietstheilen, welch' letztere sich sowohl in der Gesichtsbildung, als auch in der Kleidung der dortigen Landwohner und hier besonders der sogenannten Hummelbauern auf das Deutlichste kund giebt. Oberfranken hat sich seine charakteristische Eigenthümlichkeit bis auf die heutige Zeit zu bewahren gewußt. Gleichviel, ob sich diese Individualität unter der Herrschaft des Bischofsstabes zu Bamberg, oder unter den kriegerischen und prachtliebenden Markgrafen von Bayreuth, oder auch früher schon gebildet hat, sie giebt dem fränkischen Lande einen von den übrigen bayerischen

Provinzen ganz verschiedenen Anstrich, welcher durchaus angenehm berührt. Die Oberfranken sind ein kräftiger Menschenschlag; derb, aber ehrlich und offen; der Ausdruck „Grad' an wie ein Holzschlägler", ist unzweifelhaft dem fränkischen Leben und Treiben entnommen. Sie sind lustig, Freunde des Tanzes und Gesanges und ihre improvisirten Liedchen, welche sie fast den ganzen Tag ertönen lassen, sind den altbayerischen Schnaderhüpferln eng verwandt.

Ein herrlicher Strich Landes ist die sogenannte fränkische Schweiz, welche sich bis nach der alten Handelsstadt Nürnberg, der Geburtsstadt Albrecht Dürer's und des Schusters Hans Sachs, hinunterzieht. Sie gewähren wahrlich einen imposanten Anblick, diese herrlichen Gebirgsgegenden mit ihren kühnanstrebenden Felskegeln, auf welchen die Ruinen alter Ritterburgen thronen, mit ihren merkwürdigen Höhlen, in welchen sich die Reste einer antediluvianischen Pflanzen- und Thierwelt befinden und mit den hellen, klaren Forellenbächen, welche den üppigen Wiesenwuchs der fruchtbaren Thäler befeuchten. Und wie freundlich und zuvorkommend sind die Leute! — Eine echt deutsche, volksthümliche Gastfreundschaft ist bei ihnen zu Hause, eine Gastfreundschaft, von der sich der Norddeutsche nur schwer einen Begriff machen kann. Offen und herzlich treten diese Leute dem Fremden, der an ihre Behausung klopft, entgegen. Allerdings giebt es hier auch Ausnahmen, der speculative Geist der Handelsstädte hat sich auch bis in diese Gegenden verirrt und erklärlicher Weise in den Gasthäusern sein Quartier aufgeschlagen; allerdings geschieht es hier auch, daß der Reisende, wenn er beim Abschiede seine Rechnung verlangt, fühlbar an ähnliche Gebirgstouren in den Schweizer Alpen erinnert wird, aber diese Fälle sind nur selten, im Ganzen wird sich Jeder, der die fränkische Schweiz durchreis't, nicht genug wundern können,

wie wohlfeil die vielen Genüsse sind, welche er überall mit Summen Geldes aufwiegen müßte. Und eine Gemüthlichkeit und Geselligkeit herrschen in diesen Gegenden, welche ihres Gleichen suchen. Wo, zum Beispiel, würde man wohl einen Wirth auffinden können, welcher seine Gäste, anstatt nach den ausgetrunkenen Bierkrügen, nach dem Zustande bezahlen läßt, in welchem sie sich befinden, wenn sie die Wirthsstube verlassen wollen? — und einen solchen Wirth hat das Dorf Drossenfeld in Oberfranken aufzuweisen. Er hat ein einfaches Mittel, dieser moderne lustige Wirth „zum Hosenbande", sich von dem Zustande seiner Gäste zu überzeugen; er zieht nämlich einen Strich mit weißer Kreide quer über den Fußboden der Stube und ersucht dieselben sodann, auf dem Strich zu marschiren. In diesem einen Factum liegt die originelle Charakteristik des ganzen oberfränkischen Volkslebens, welches in dem sogenannten Hummellande oder Mistelgau seinen Gipfelpunkt findet.

Dasselbe liegt, ungefähr eine Postmeile von Bayreuth entfernt, in einem anmuthigen Thalgrunde, eingeschlossen von einer dichtbewaldeten Hügelkette und von einzelnen höheren Bergen, unter denen der Sophienberg, alle überragend, sein malerisches Haupt in die Wolken emporstreckt. Am Fuße dieses von üppigem Grün überwachsenen Berges befindet sich das Kirchdorf Gesees, eines der Hauptdörfer des Mistelgaues. Ein von einer Menge Quellen, welche auf der nördlichen Seite zweier aneinandergränzenden Bergzüge, der Volsbacher und der Lindhardter Forst, entspringen, gebildeter Bach, die Mistel genannt, durchschneidet das furchtbare Thal, welches circa 20 Dorfschaften mit einer nicht geringen Anzahl von Mühlwerken und Bauerhöfen umfaßt. Die größten und reichsten dieser Dörfer sind Gesees, Mistelgau, Schreets, Forckendorf, Mistelbach und Glashütten. Früher gehörte dieses Ländchen den Markgrafen von Bayreuth

und Kulmbach, jetzt bildet es einen Theil des Obermainkreises des Königreichs Bayern und gehört zum Landgerichts-Bezirk Bayreuth. Wie ich schon vorhin erwähnte, findet die wendische Mischung, welche man in Oberfranken so oft Gelegenheit hat, wahrzunehmen, im Mistelgau ihren Gipfelpunkt. Man hat versucht, zu beweisen, daß die ganze oberfränkische Bevölkerung slawischen Ursprunges sei. Allerdings scheinen eine große Anzahl von Ortsnamen, von Gebräuchen und Sitten darauf hinzudeuten, dessenungeachtet aber möchte ich dieser vielfach verbreiteten Ansicht nicht so ganz beitreten, denn in den Gesichtszügen, in der Gestalt und in dem freien offenen Auftreten des Oberfranken liegen nicht zu verkennende Spuren germanischer Abstammung. Es ist vielleicht möglich, daß in früheren Jahrhunderten von Zeit zu Zeit slawische Horden, aus Böhmen herübergekommen, sich hier niedergelassen haben, unterdrückt aber haben sie das deutsche Element nicht, das steht fest; die blauen Augen, das blonde Haar und die kräftigen markigen Gestalten der oberfränkischen Bevölkerung sprechen zu sehr dagegen. Mit dem Hummellande ist es jedoch etwas ganz Anderes; hier bedarf es nur eines prüfenden Blickes und man ist gezwungen, die Annahme zu adoptiren, daß seine Bewohner slawischen Ursprungs seien. Man muß sie sehen, diese Mistelgauer Bauern, wenn sie am Sonnabend ihre Viehheerden zum Verkauf nach der Stadt treiben; an diesem Tage findet nämlich in der nach dem Fichtelgebirge hin gelegenen Vorstadt von Bayreuth, Sanct Georgen, oder auch im Volksmunde „der Brandenburger" benannt, der wöchentliche große Viehmarkt Statt, zu dem der Mistelgauer ein nicht unbedeutendes Contingent Ochsen und Kälber stellt. Der Menschenschlag ist klein, aber kräftig und gedrungen. Das dünne dunkle Haar, die krankhafte Farbe des Gesichtes sind gewiß die deutlichsten Zeichen slawischer Abkunft. Befindet man

sich überdies noch in einem der Dörfer des Hummellandes, so nehmen die Bauart der Häuser und Hütten, so wie die Tracht der Frauen und Mädchen jeden Zweifel an dieser, durch historische Urkunden begründeten Meinung. Die steil abfallenden, nur auf Balken aufgelegten Strohdächer, die auffallend kleinen Fenster, die Verzierungen an den Thüren und in den Fenstervertiefungen sind echt slawisch und finden sich bei den slawischen Völkern, den Böhmen und besonders bei den Slovaken. Woher der Name Hummel stammt, ist nicht bekannt. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist es ein verstümmeltes, in's Deutsche übertragenes Wort, oder irgend ein Eigenname dieses Volkszweiges, welcher, vom Hauptstamme getrennt, hier zwischen diesen Bergen eine Heimath gefunden hat. Es giebt allerdings zwei Versionen, welche den Namen „Hummeln" zu erklären versuchen, beide klingen aber zu gezwungen und wiederholen sich zu oft an verschiedenen Orten, als daß man ihnen Glauben schenken könnte. Ich will sie indessen hier ebenso mittheilen, wie sie im Munde des oberfränkischen Volkes leben.

Es war lange Zeit im Mistelgau schlechtes Wetter gewesen. Harke und Pflug mußten ruhen und das ganze Ländchen war in Gefahr, in Armuth und Elend zu gerathen. Da drang eines Tages die Kunde in das Thal, in Bamberg sei ein Wettermacher angekommen, bei dem man schönes Wetter kaufen könne. Die Gemeinden traten zusammen und nach langen Berathungen wurde der Vorsteher eines Dorfes abgesendet, den Kauf zu schließen. Der Mistelgauer kam nach Bamberg und erhielt von dem Charlatan um hohen Preis eine Schachtel, jedoch mit der Weisung, dieselbe erst im heimathlichen Dorfe zu öffnen. Der glückliche Wetterkäufer machte sich auf den Heimweg; unterwegs aber veranlaßte ihn die Neugierde, nachzusehen, was eigentlich in der Schachtel

enthalten sei. Er öffnete den Deckel und eine Hummel flog heraus. Erfreut rief der Bauer ihr nach: „Schönes Wetter, flieg' nach Mistelgau!“

Nach der zweiten Version sollen die Hummeln ihren Namen von den Volsbachern erhalten haben. Im Dorfe Volsbach nämlich, welches, schon der fränkischen Schweiz angehörig, im benachbarten Ahornthale liegt, sollte eine neue Kirche gebaut werden. Da es aber im Dorfe an Arbeitskräften fehlte, so wurden die Mistelgauer Bauern gebeten, hülfreiche Hand zu leisten. Diese kamen auch und trugen durch ihren Fleiß viel zum glücklichen Aufbau der Kirche bei. Die dankbaren Volsbacher ließen nach ihrer Vollendung zum Wahrzeichen ein Hummelnest über die Thür der Kirche in Stein aushauen, welches noch bis auf den heutigen Tag sichtbar geblieben ist. „Die Mistelgauer,“ sprachen sie, „fliegen früh aus und sind fleißig wie die Hummeln.“

Auch diese letztere Erklärung scheint mir von keiner großen Bedeutung zu sein, da sie sich überdies in verschiedenen Ländern Deutschland's wiederholt. Die Mistelgauer Bauern selbst wissen eben so wenig von ihrer Abstammung, als von dem Ursprunge ihres Namens. *) Es fehlen durchaus alle Andeutungen darüber, es haben sich keine historischen Dokumente erhalten, welche aufhellen könnten, wo sie in früheren Zeiten wohnten und wann sie nach Oberfranken gekommen sind. Sie sind eben nur ein Theil jener verschiedenen Volkszweige, deren viele über Deutschland verbreitet sind, und die, nachdem sie Jahrhunderte lang an den Gebräuchen und Sitten ihrer Vorfahren mit Zähigkeit festgehalten

*) Ich beziehe mich hier auf eine in der „Gartenlaube“ enthaltene Skizze von Ludwig Storch, dem berühmten Verfasser des Romanes „Ein deutscher Leineweber“ rc.

haben, doch endlich dem auf sie eindringenden deutschen Element erliegen müssen und in der Allgemeinheit mit aufgehen, welcher unser deutsches Vaterland, dem Himmel sei Dank, entgegenschreitet.

Ich komme jetzt auf die eben so charakteristische als pittoreske Kleidung der Hummeln. Die ihnen eigenthümliche Volkstracht besteht bei dem männlichen Geschlechte aus einem kurzen Rock von dunkler Farbe mit merkwürdig hoher Taille. Dieser Rock, dem seltsamer Weise die Knöpfe fehlen, kann über der Brust zusammengehäkelt werden, steht aber gewöhnlich offen und läßt so den prächtig gestickten Brustfleck und den eben so reich verzierten Leibgurt sehen. Dieses kurze knappe Kleidungsstück wird das „Hummelröcklein" genannt. Selten wird man den Mistelgauer Bauern einen anderen Rock tragen sehen; auf dem Felde, im Hause und auf dem Wege zur Stadt, überall erkennt man ihn schon aus der Ferne an diesem Röcklein. Jeder Bauer hat indessen noch einen zweiten Rock, ganz nach demselben Schnitt und in derselben Farbe, jedoch viel länger; es ist dies der Kirchenrock. Wie der kurze für den Verkehr mit den Menschen bestimmt ist, so ist es der längere für den Verkehr mit Gott. Einen höchst eigenthümlichen Anblick bietet außerdem in der Kleidung der Hummeln der sogenannte Brustfleck dar, auf welchen der größte Werth gelegt wird. Er ist meistens von hellerem Tuche als der Rock, gewöhnlich ist seine Farbe grün. Bunte Blumen sind darauf gestickt und gelbe Schnüren und Bänder hängen von ihm hernieder. Darüber sind die breiten Hosenträger sichtbar mit ihren reichen Stickereien, an welche die kurzen schwarzen Kniehosen mit messingnen, oder nach dem Reichthume des Bauern, mit silbernen oder goldenen Hacken gehängt werden. Um den Hals trägt der Mistelgauer gewöhnlich ein schwarzseidenes, meist rothgerändertes Tüchlein und auf dem Kopfe einen ungewöhnlich breiten

schwarzen Filzhut, welcher, einem Dache nicht unähnlich, auf seinem Haupte sitzt. An der inneren Seite dieses ungeheuren Hutes befindet sich ein großer, grau übersponnener Knopf. Derselbe gilt als Stammeszeichen und wird von dem Theile der Oberfränkischen Bevölkerung, welcher nicht zum Mistelgau gehört, spottweise „das Hummelnest" genannt.

So seltsam die Tracht der Männer auch ist, so wird sie doch von der Kleidung des weiblichen Geschlechts noch übertroffen. Der ebenfalls schwarze faltenreiche Rock der Frauen ist am unteren Rande mit breiten Bändern besetzt. Er ist aus denselben Wollenstoffen wie das Hummelröcklein gefertigt und wird nicht selten, besonders bei den Reicheren, von einem mit Gold und Silber verzierten Gürtel zusammengehalten. Die Jacke ist nur kurz; bei den Frauen ist sie von schwarzer Farbe, bei den Mädchen hell oder dunkelgrün, seltener blau. Sowohl Frauen als Mädchen, ausgenommen die Matronen, tragen ein mit Seide und Flittergold gesticktes Häubchen, an welches sie ein schwarzes oder rothes Kopftuch befestigen. Sonntags bei'm Tanze oder in den Feiertagen der Kirchweih tragen die Mädchen auf dem Zopfknoten am Hinterkopfe eine Haube von rothen, seidenen Bändern, welche künstlich zu einem Stern zusammengeschlungen werden, und von welcher breite Bänderstreifen von demselben Stoffe und von derselben Farbe herabhängen. Besondere Zurüstungen werden zum Kirchgange gemacht. Ich hatte wiederholt Gelegenheit, einem solchen Kirchgange beizuwohnen. Mehrere der älteren Frauen hatten Tücher von blendend weißer Farbe über Kopf und Schultern geworfen. Es war ein gar eigenthümlicher Anblick, diese weißen Gestalten demüthig und mit gebeugtem Haupte die hohe steinerne Treppe zum Gotteshause, ich befand mich in Gesees, dessen Kirche hoch über dem Dorfe liegt, hinaufsteigen zu sehen.

Wenn es regnet, tragen viele Mistelgauer Bäuerinnen anstatt des Regenschirms ebenfalls große weiße Tücher, welche über den Rücken gelegt und vorn zusammengebunden werden; so gehen sie über Land und in die Stadt. Früher soll der Gebrauch dieser Tücher allgemein gewesen sein, er schwindet jedoch immer mehr und mehr.

Das ganze Hummelland ist lutherisch, die Markgrafen von Bayreuth und Kulmbach haben es dazu gemacht. Es bildet die äußerste Gränze des Protestantismus in Oberfranken; denn schon die ersten, jenseits der Bergkette in der Richtung nach Mittelfranken hin gelegenen Dörfer sind katholisch und unterscheiden sich vom Mistelgau merklich durch Sitten und Gebräuche. Diese katholischen Dörfer gehörten früher zum Bisthum Bamberg, der Volsbacher Forst trennt sie von dem Hummellande.

Will man sich einen genauen Einblick in die Sitten und Gebräuche der Mistelgauer Bauern verschaffen, so muß man einer Hochzeit beiwohnen, welche noch so recht nach altem Zuschnitt gefeiert wird. Schon lange Zeit vorher werden die großartigsten Anstalten getroffen. Das Schlachten und Braten geht den ganzen Tag fort und Alles geschieht mit einer gewissen Feierlichkeit und Würde. Einige Tage vor der Hochzeit fährt der prächtig geschmückte Hochzeitsbitter in die benachbarten Dörfer und ladet die Freunde und Verwandten des Bräutigams auf drei Tage Bewirthung ein. Die Form, welche er dabei gebraucht, ist fast dieselbe, welche wir bei den Altenburger Bauern finden. Er spricht in salbungsvollem Tone folgende Worte: „Ich bin ein gesandter Bote, von wegen Braut und Bräutigam, nämlich des ehr- und arbeitsamen Junggesellen Jacob Gottlieb Schüller zu Gesees, welcher sich ehelich verlobt und versprochen hat mit der untadelhaften Jungfer Rethel Maria Domeyer, Tochter des löblichen Mitnachbars und Gastwirths Anton Christoph Domeyer,

zu Schreets. Und weil wir nun ein solches Freuden- und Hochzeitsfest werden erhalten, so hab' ich Befehl von Braut und Bräutigam, den ehrbaren Mitnachbar Johann Friederich Glaser auf dieses Fest einzuladen, um nach eingenommenem Frühmahle ihren Kirchgang schmücken und zieren zu helfen. Und was uns der liebe Gott in Küche und Keller bescheert hat, das haben wir in drei Tagen zu verzehren. Also bitte ich Euch, Ihr wollet meine vorgebrachten Worte nicht verachten, sondern mich als einen guten Boten gelten lassen." —

Der Hochzeitsbitter erhält nun für seine Einladung reichliche Geschenke, aus Lebensmitteln bestehend, und tritt sodann seinen Heimweg wieder an. Alles rüstet sich und sieht voll freudiger Erwartung dem Morgen des Trautages und dem darauf folgenden Hochzeitsschmause entgegen.

Ist endlich der Hochzeitstag herangekommen, so rüstet sich das ganze Dorf, dieses Freudenfest, welches sich mit seltenen Ausnahmen zur Bedeutung eines ländlichen Volksfestes erhebt, mit einer Würde und Feierlichkeit zu begehen, von welchen sich der Norddeutsche nur schwer einen Begriff machen kann. Ich hatte mehrfach Gelegenheit, Bauernhochzeiten in den reichen holsteinischen Marschdörfern beizuwohnen; allerdings herrschen auch hier Frohsinn und heitere Laune, aber sie halten dennoch nicht im Entferntesten einen Vergleich aus mit den gemüthlichen und echt volksthümlichen Hochzeitsfestlichkeiten der Hummelbauern. Eine Hochzeit im Mistelgau ist ein kräftiges Stück oberfränkischen Volkslebens. Ich will versuchen, dem freundlichen Leser, welcher sich für das Volksleben unseres Vaterlandes interessirt, eine getreue Schilderung einer solchen Hochzeit und der damit verbundenen Sitten und Gebräuche zu geben.

Es war im Dorfe Mistelbach, wo diese Hochzeit, welche ich

zu schildern die Absicht hege, stattfand. Das kleine freundliche Dörfchen liegt ungefähr zwei Stunden von Baireuth entfernt; es zerfällt in zwei Theile, in das untere und obere Dorf. In Begleitung meines Bayreuther Wirthes und eines norddeutschen Lehrers, welcher seine Ferienzeit in Oberfranken verlebte, trat ich schon früh Morgens den Weg nach Mistelbach an. Während wir rüstigen Schrittes unserem Ziele zustrebten, gingen wir zu wiederholten Malen an prächtig geputzten Männern und Weibern in der Sonntagstracht der Hummelbauern vorüber; auch mit Laub- und Blumengewinden reich geschmückte Leiterwagen begegneten uns. „Es sind Hummeln, welche aus den benachbarten Dörfern ausschwärmen, um den Glanz der Hochzeit zu erhöhen," bemerkte mein Wirth, „und die Leiterwagen dienen dazu, neue Gäste zu holen."

Endlich langten wir im Dorfe an. Eine zahlreiche Menschenmasse hatte sich vor dem Hause des Brautvaters versammelt. Dasselbe lag im oberen Dorfe, während sich das Haus des Bräutigams im unteren Dorfe, unfern einer malerisch gelegenen Wassermühle, die von der Mistel getrieben wird, befand. Es herrschte hier ein lebhaftes Gewoge, Alles schrie und lärmte durcheinander. Die Dirnen in ihren knappen kleidsamen Feiertagskleidern hatten sich zusammengestellt und beobachteten, verstohlen lächelnd, das wilde Treiben der Burschen, welche, aus langen Ulmer Pfeifen rauchend, martialisch schrieen und fluchten, lange Peitschen schwangen und dem Inhalte eines ungeheuren Bierfasses, welches vor dem Hause stand, mit wahrer Todesverachtung zusprachen. Unser Wirth nöthigte uns, der Sitte gemäß, einen Trunk auf das Gedeihen dieses frohen Festes zu thun; gern willfahrten wir seinem Begehr und der schäumende braune Nektar des Königs Gambrinus, des eigentlichen bayerschen Königs von

Volkesgnaden, labte uns Herz und Geist. Ich begann Geschmack an dem tollen urwüchsigen Treiben dieser Leute zu finden und warf mich in das dichteste Gedränge, welches mich mit sich fort und dem Hause der Braut zuriß. Es war ein wahrhaft höllischer Lärm um mich her. Alt und Jung schrie, pfiff und heulte in ohrzerreißenden Tönen; die muntere Dorfjugend that es natürlich Allen darin zuvor, sie bekleidete das Amt eines Vorpfeifers und genügte allen Anforderungen dieses Amtes mit dem bewunderungswürdigsten Talente und einer Ausdauer, welche selbst die der weltberühmten Berliner Gassenjugend bei Weitem übertraf. Ich gelangte in den Hof des Brauthauses, als eben zwei mit der stattlichen Mitgift beladene Wagen abfahren wollten. Leider war ich zu spät gekommen, um viel von den bäurischen Kostbarkeiten in Augenschein nehmen zu können. Neugierig drängte ich mich näher und mein Blick blieb an einem mit Bändern von verschiedenen Farben umwickelten Spinnrocken und an einem großen blendend weißen Bettkissen haften. Ich suchte nun meinen liebenswürdigen Cicerone, um ihn nach der Bedeutung dieser beiden Gegenstände, auf welche der meiste Werth gelegt zu werden schien, zu fragen, konnte ihn aber im Gedränge nicht sogleich entdecken. Später erfuhr ich von ihm, daß Spinnrocken und Bettkissen die beiden charakteristischsten und wichtigsten Effecten der ganzen Mitgift seien und in mystisch-enger Beziehung zu einander ständen.

„Es sind," sagte er mit einem gewissen Respect, den ihm der jahrelange Verkehr mit dem Hummelvölkchen eingeflößt haben mochte, „die Symbole der Tugend und ihrer Belohnung." Als die Wagen völlig gerüstet zur Abfahrt waren, erschien die Braut, eine frische Dirne im reichen Brautstaate mit der rothen Bandhaube und dem Kranze. Sie wurde von den Brautführern aus dem Hause geleitet und auf einen dritten Wagen gehoben, wo sie

zwischen den Brautjungfern Platz nahm. Wieder erhob sich das gellende Pfeifen und Lärmen, der Kutscher hieb auf die Pferde ein und die Braut warf Brod und Kuchen unter die jubelnde Menge. Während die Wagen langsam in's untere Dorf hinabfuhren, erschienen Bauerburschen zu Pferde, mit Larven vor den Gesichtern. Der Volksmund nennt sie „Stutzelreiter." Sie versuchten die Menge von dem Brautwagen zu verscheuchen, wurden aber als Revanche dafür tüchtig geneckt und verhöhnt und mußten entfliehen, ohne ihren Zweck erreicht zu haben. Der Lärm wuchs, je näher die Wagen dem Hause des Bräutigams kamen und erreichte hier seinen Gipfelpunkt. Der fortschreitende Geist moderner Cultur hat leider auch dem Hummelvölkchen mehrere seiner früheren charakteristischen Eigenthümlichkeiten geraubt. Ein alter Mistelgauer, mit dem ich später bekannt wurde, erzählte mir viel von der Sitte des Hennen-Erreitens, welches im Anfange dieses Jahrhunderts abgeschafft worden ist. Dieses Wettrennen war ebenfalls symbolisch, und bestand darin, daß auf ein gegebenes Zeichen zehn oder zwölf Burschen des Dorfes nach dem Hause der Braut hinjagten. Derjenige, welcher zuerst an diesem Ziele anlangte, erhielt aus ihrer Hand eine Henne. Es kam bei diesem Rennen viel darauf an, daß sich kein Unglück ereignete.

Vor dem Hause des Bräutigams hielten die Wagen an. Der Bräutigam trat heraus, in der Hand einen Stuhl haltend, den er zu diesem Zwecke vorher von seinen Eltern zum Geschenk erhalten hatte. Die Braut setzte den Fuß darauf, er gab ihr die Hand und half ihr und den Brautjungfern vom Wagen. Niemand darf ihm dabei behülflich sein, es ist dies das Vorrecht des Bräutigams; er allein darf seine Braut in sein Haus einführen.

Als die Braut an der Hand ihres Erwählten in das Haus

eintrat, wiederholte sich der Jubel. Dann kam der Bräutigam allein zurück, um den Spinnrocken und das Kissen im Triumphe fortzutragen. Niemand, außer ihm, darf diese beiden Symbole berühren, welche als Heiligthümer betrachtet werden.

Nachdem dieses geschehen war, wobei es natürlich wiederum nicht an Bierquellen fehlte, welche die durstigen und von dem vielen Schreien und Lärmen ausgetrockneten Kehlen erfrischten, rüstete man sich, den Kirchgang anzutreten. Die gesetzliche Form schreibt vor, daß die Trauungen nur Morgens, wenn sich das Brautpaar und die anwesenden Zeugen noch im nüchternen Zustande befinden, vollzogen werden sollen. Dies ist jedenfalls eine weise Anordnung; aber nach dem zu urtheilen, was ich schon in den frühesten Morgenstunden trinken sah, scheint sie nicht immer ganz strenge eingehalten zu werden. Jetzt wurde der Hochzeitsbitter an den Pfarrer des Dorfes abgeschickt, um ihn von der baldigen Ankunft des Brautzuges in Kenntniß zu setzen und ihm dabei die üblichen Gaben, ein weißes Taschentuch und eine Citrone, zu überreichen. Bald darauf erschien der Geistliche, von seinem Vikar und dem Cantor des Dorfes begleitet. Der Zug stellte sich vor dem Hause auf, die beiden Pfarrer und der Cantor bildeten seine Spitze, ihnen folgte einer der beiden Brautführer, mit einem bloßen, mit Bändern geschmückten Degen in der Hand, den er hoch emporhielt. Dann kam die Braut zwischen den beiden Brautjungfern, denen der andere Brautführer, ebenfalls mit einem bloßen Degen, folgte. Dicht hinter ihm ging der Bräutigam, von seinen Verwandten und Freunden begleitet, und gefolgt von den Gästen, welche paarweise, zuerst die Männer und dann die Frauen, mit gemessenen, feierlichen Schritten die Treppe zum Gotteshause hinanstiegen. Zu beiden Seiten drängte sich das Volk, aber die Würde und Feierlichkeit, welche mich vorher schon

bei dem Zuge der Braut durch das Dorf so sehr in Erstaunen gesetzt hatte, verfehlte auch jetzt nicht, den Kirchgang zu einem wahrhaft erhebenden zu gestalten. Das Schreien war verstummt und ein frommes andächtiges Schweigen an dessen Stelle getreten, welches nur von dem Geläute der Kirchenglocken unterbrochen wurde. Dieser Kirchgang und die wahre, ungekünstelte Andacht, welche die Mistelgauer Bauern dabei zur Schau trugen, flößten mir eine nicht geringe Achtung vor ihnen ein. Als wir in der Kirche anlangten, wurde von dem ersten Pfarrer eine kurze faßliche Hochzeitsrede gehalten und dann die Trauung vollzogen. Die Formalitäten dabei weichen nur wenig von denen unserer norddeutschen Bauernhochzeiten ab; nur sind hier den Brautführern bedeutendere Rollen zugetheilt, unter Anderem müssen sie mit gezogenem Degen so lange der Braut zur Seite stehen, bis dieselbe dem Bräutigam angetraut worden ist; dann erst treten sie zurück.

Mit der Trauung war die Andacht zu Ende. Schon an der Thür der Kirche begann der wilde Jubel wieder, die Musikbande des Dorfes stimmte fröhliche Weisen an, auch das Pfeifen ließ sich wieder hören, und unter diesem Lärm verfügte sich der Zug nach dem Hause zurück, wo die Braut von ihren Eltern dem Bräutigam als junge Frau feierlichst übergeben wurde. Nun begannen die Schmausereien, welche drei Tage dauern. Sie beginnen mit dem sogenannten „kleinen" Mahle, welches sogleich nach der Trauung eingenommen wird und enden mit einem echt bayrischen, aber hier symbolischen Gerichte, „Saure Kuttelflecke". Es heißt nämlich im Volksmunde: „Kuttelfleck, heb' dich weg!" Damit sind die Hochzeitsfestlichkeiten zu Ende und die Gäste treten, reich mit Lebensmitteln beschenkt, den Heimweg an. Eigenthümlich und bemerkenswerth ist bei den Hochzeiten der Hummelbauern

noch der Gebrauch, daß Brautführer und Brautjungfern an diesen drei Tagen die junge Frau keinen Augenblick verlassen dürfen, am Tische sitzen sie um sie herum und folgen ihr in Küche und Keller. Diese Sitte ist ebenfalls symbolisch. Es bestand nämlich früher im Mistelgau der seltsame Gebrauch, den Versuch zu machen, die junge Frau zu rauben; gelang dieser Versuch, so wurde sie nur gegen ein anständiges Lösegeld wieder freigegeben. Diese Sitte wurde im Anfange dieses Jahrhunderts abgeschafft.

Die Hummelbauern sind überhaupt große Freunde von Schmausereien und Trinkgelagen. Bei Begräbnissen sind die Trauermahlzeit und der Leichentrunk, und bei Kindtaufen der Kindtaufsschmaus die Hauptsachen. Außerdem haben sie eine nicht geringe Anzahl von besonderen Festtagen, welche mit der größten Regelmäßigkeit gefeiert werden. Unter diesen sind die Kirmeß und die Drischellege, d. h. das Erntefest, von Bedeutung. Bei diesem Feste ist es besonders die Tanzweise der Mistelgauer Bauern, welche als höchst eigenthümlich und charakteristisch bezeichnet werden darf. In ihr liegen die unverkennbarsten Spuren slawischer Abstammung. Der Hummelbauer kennt kein rasches Tempo, der Tact der Musik ist ein äußerst langsamer und die Bewegungen der Tänzer und Tänzerinnen, welche sich mit den Armen gegenseitig umfaßt haben, entsprechen dieser Langsamkeit. Von Zeit zu Zeit aber ergreift der Bursche die Dirne, hebt sie empor und schleudert sie gleichsam in die Luft, indem er laut aufjauchzt. Dieses Experiment wiederholt sich in kurzen oder längeren Zwischenräumen, wie es eben dem Tänzer gefällt.

Ich verlebte mehrere Wochen in Bayreuth und in der reizenden Umgegend dieser Stadt, befand mich also stets in der Nähe des Hummelländchens. Seine Dörfer waren nicht selten die Endpunkte meiner Wanderungen und immer fühlte ich mich von dem ge-

müthlichen und recht volksthümlichen Treiben seiner Bewohner angezogen. Ich beabsichtigte durch diese Skizze, die Aufmerksamkeit meiner Leser auf dieses Ländchen hinzulenken, und es sollte mich sehr freuen, wenn ich diesen meinen Zweck nur annähernd erreicht hätte. Das Hummelvölkchen verdient in jeder Beziehung eine weit allgemeinere Beachtung, als ihm bisher zu Theil geworden ist. Möge kein Fremder, welcher Oberfranken berührt, versäumen, den Mistelgau kennen zu lernen; er wird gewiß, wie ich, mit Vergnügen an die herrlichen Gegenden und an die liebenswürdige, herzliche Gastfreundschaft der Hummelbauern zurückdenken.

Druck von Ackermann & Wulff in Hamburg.